Wer etwas kann, wird oft verrissen,
Der Dilettant hat öfters Glück.
Die nicht einmal wo Gott wohnt wissen,
Die machen meistens die Kritik.
Ich garantier', wenn ich hier lebte,
Ich macht' ein Ende diesem Hohn,
Kein Bühnenblut Berlins mehr bebte
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn.
Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, ich mach' bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin mich ruft:
Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Chor

Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, er macht bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin Berlin ihn ruft:
Er treibt aus jeder Stadt den Schuft!

Wer glaubt ihm?

In meinem vierten Berliner Vortrag, dem von Offenbachs »Pariser Leben«, habe ich ~~die~~ Zeitstrophe im Strudel-Couplet des Gondremark, die mit den Worten endet:

Sie überließen ihm es ganz und gar allein
Wien von dem Schufte zu befrein!

und die ~~letzt~~, wie alle Zusatzstrophen, ein fast noch lauteres Echo fand bis in der Stadt, der sie gegolten hat, die folgende hinzugefügt:

Wer etwas kann, wird oft verrissen,
Der Dilettant hat öfters Glück.
Die nicht einmal wo Gott wohnt wissen,
Die machen meistens die Kritik.
Ich garantier', wenn ich hier lebte,
Ich macht' ein Ende diesem Hohn,
Kein Bühnenblut Berlins mehr bebte
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn.
Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, ich mach' bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin mich ruft:
Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Chor

Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, er macht bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin Berlin ihn ruft:
Er treibt aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Die Wirkung, schon nach der Zeile

In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn

war beispiellos. So wesentlich das Wort »ecco« war, der Chor im Saal ließ den Chor der Strophe gar nicht mehr beginnen. Es war klar, daß hier eine Naturnotwendigkeit den Ausdruck gefunden hatte. Was sich danach abspielte und wieder nach den ersten Worten Gardefeus »Er ist im Zuge — den Moment muß man benützen« läßt sich nicht beschreiben. In der erregten Stimmung ging gleichwohl kein Hauch der folgenden Kostbarkeit des Mertellabriefs unter und nach der den Akt abschließenden Tirolienne, in der gleichfalls zwei Strophen dem Liebling Berlins gewidmet waren, hielt ich es für meine Pflicht, den folgenden Kommentar zu sprechen, dessen Eindruck unfehlbar jede musikalische Fortsetzung des Abends unmöglich gemacht hätte, wenn es nicht der grandiose Rausch-Akt gewesen wäre, vor dem, wenigstens auf meinem Podium, in Wort oder Ton nichts ähnliches oder anders geartetes bestehen kann.

Ich habe Weißmanns Schwiegersohn einen Schuft genannt. Weiß man's noch nicht, wem ich damit gemeint habe, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich Herrn Alfred Kerr gemeint habe, dessen Fall aus einem chronischen ein akuter geworden ist. Ich nenne ihn einen Schuft und ich bin bereit, die Beweise dafür, daß er es ist, vor jedem gerichtlichen Forum, Wiens oder Berlins, zu erbringen. Diese Beweise umfassen zunächst vier Punkte. Er hat in ~~eigen-händig~~ verfaßten Schriftsätzen an das Amtsgericht Charlottenburg, vor dem ich ihn angeklagt habe,

mich an der Hand von Zitaten aus der Fackel und den »Letzten Tagen der Menschheit« des Landesverrats beschuldigt und sich selbst als deutschnationalen Patrioten dargestellt. Er hat mich weiter wider besseres Wissen beschuldigt, durch mein Gedicht »Apokalypse« ein Plagiat an der Offenbarung Johannis begangen zu haben und dergleichen mehr. Meine Klage war gegen den von ihm erhobenen Vorwurf der Verleumdung gerichtet, die darin bestanden haben soll, daß ich ihm gelegentlich der Kontrastierung seiner Tätigkeit als Kriegslyriker für Scherl und seiner pazifistischen Haltung nach dem Krieg unter vielen schändlichen Gedichten, die unter dem nom de guerre »Gottlieb« erschienen waren, eines irrtümlich zugeschrieben hatte. Ich war genötigt, die Klage gegen ihn — zugleich mit der Zurückziehung seiner Widerklage gegen mich — fallen zu lassen, weil er es mir durch beständiges Einbringen von neuen Schriftsätzen an dem Tage vor jedem immer wieder angesetzten Termin unmöglich gemacht hatte, sie durchzuführen. Aber ich habe seine Schriftsätze erbeutet, die ich ohne diese juristische Erledigung der Sache nicht hätte veröffentlichen können und aus denen ich seine Schufterei beweisen will. Ich beschuldige ihn ferner, daß er, nicht als deutschnationaler Patriot, aber als Weißmanns Schwiegersohn einer Familienranküne die kritische Exekutive besorgt hat, und schließlich, daß er eine schwere Beschuldigung des sterbenden Harden, die sich auf sein Engagement beim Berliner Tageblatt bezog, bis heute unwidersprochen ließ. Ich glaube, daß es mit kleinen Gemeinheiten im Feuilleton diesmal nicht abgetan sein wird. Ich stehe ihm als Angeklagter zur Verfügung und verspreche ihm, daß ich die Führung des Beweises, daß er ein Schuft sei, nicht durch Schriftsätze verzögern werde.

Das Ereignis dieses Abends fand am 30. März, in der ersten Vorlesung aus eigenen Schriften, seine Fortsetzung in einer Rede, die frisch erlebte Kerr- und Piscatoreindrücke zusammenfassend, in der vorhergehenden Nacht enstanden war, und in einem Echo, dem in dem folgenden Abdruck durch die Aufnahme der bekanntesten Wirkungsgleiches, wenngleich beiweitem nicht an allen Stellen, entsprochen wird, weil in diesem Fall die Anschauung des Einsseins von Rednern und Hörern von besonderer Wichtigkeit ist.

Wer glaubt ihm?

Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft

In meinem vierten Berliner Vortrag, dem von Offenbachs »Pariser Leben«, habe ich der Zeitstrophe im Strudel-Couplet des Gondremark, die mit den Worten endet:

Sie überließen ihm es ganz und gar allein,
Wien von dem Schufte zu befrein!

und die, wie alle Zusatzstrophen, ein fast noch lauteres Echo fand als in der Stadt, der sie gegolten hat, die folgende hinzugefügt:

Wer etwas kann, wird oft verrissen,
Der Dilettant hat öfters Glück.
Die nicht einmal wo Gott wohnt wissen,
Die machen meistens die Kritik.
Ich garantier', wenn ich hier lebte,
Ich macht' ein Ende diesem Hohn,
Kein Bühnenblut Berlins mehr bebte
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn.
Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, ich mach' bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin mich ruft:
Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Chor

Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, er macht bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin, Berlin ihn ruft:
Er treibt aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Die Wirkung, schon nach der Zeile

In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn

war beispiellos. So wesentlich das Wort »ecco« war, der Chor im Saal ließ den Chor der Strophe gar nicht mehr beginnen. Es war klar, daß hier eine Naturnotwendigkeit den Ausdruck gefunden hatte. Was sich danach abspielte und wieder nach den ersten Worten Gardefeus »Er ist im Zuge — den Moment muß man benützen« läßt sich nicht beschreiben. In der erregten Stimmung ging gleichwohl kein Hauch der folgenden Kostbarkeit des Metellabriefs unter und nach der den Akt abschließenden Tirolienne, in der gleichfalls zwei Strophen dem Liebling Berlins gewidmet waren, hielt ich es für meine Pflicht, den folgenden Kommentar zu sprechen, dessen Eindruck unfehlbar jede musikalische Fortsetzung des Abends unmöglich gemacht hätte, wenn es nicht der grandiose Rausch-Akt gewesen wäre, vor dem, wenigstens auf meinem Podium, in Wort oder Ton nichts ähnliches oder anders geartetes bestehen kann.

Ich habe Weißmanns Schwiegersohn einen Schuft genannt. Weiß man's noch nicht, wen ich damit gemeint habe, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich Herrn Alfred Kerr gemeint habe, dessen Fall nun aus einem chronischen ein akuter geworden ist. Ich nenne ihn einen Schuft und ich bin bereit, die Beweise dafür, daß er es ist, vor jedem gerichtlichen Forum, Wiens oder Berlins, zu erbringen. Diese Beweise umfassen zunächst vier Punkte. Er hat in selbstverfaßten Schriftsätzen an das Amtsgericht Charlottenburg, vor dem ich ihn angeklagt hatte,

mich an der Hand von Zitaten aus der Fackel und den »Letzten Tagen der Menschheit« des Landesverrats beschuldigt und sich selbst als deutschnationalen Patrioten dargestellt. Er hat mich weiter wider besseres Wissen beschuldigt, durch mein Gedicht »Apokalypse« ein Plagiat an der Offenbarung Johannis begangen zu haben und dergleichen mehr. Meine Klage war gegen den von ihm erhobenen Vorwurf der »Verleumdung« gerichtet, die darin bestanden haben soll, daß ich ihm gelegentlich der Kontrastierung seiner Tätigkeit als Kriegslyriker für Scherl und seiner pazifistischen Haltung nach dem Krieg unter vielen schändlichen Gedichten, die unter dem nom de guerre »Gottlieb« erschienen waren, eines irrtümlich zugeschrieben hatte. Ich war genötigt, die Klage gegen ihn — zugleich mit der Zurückziehung seiner Widerklage gegen mich — fallen zu lassen, weil er es mir durch beständiges Einbringen von neuen Schriftsätzen an dem Tage vor jedem immer wieder angesetzten Termin unmöglich gemacht hatte, sie durchzuführen. Aber ich habe seine Schriftsätze erbeutet, die ich ohne diese rein juristische Erledigung der Sache nicht hätte veröffentlichen können und aus denen ich seine Schufterei beweisen will. Ich beschuldige ihn ferner, daß er, nicht als deutschnationaler Patriot, aber als Weißmanns Schwiegersohn einer Familienranküne die kritische Exekutive besorgt hat, und schließlich, daß er eine schwere Anschuldigung des sterbenden Harden, die sich auf sein Engagement beim Berliner Tageblatt bezog, bis heute unwidersprochen ließ. Ich glaube, daß es mit kleinen Gemeinheiten im Feuilleton diesmal nicht abgetan sein wird. Ich stehe ihm als Angeklagter zur Verfügung und verspreche ihm, daß ich die Führung des Beweises, daß er ein Schuft sei, nicht durch Schriftsätze verzögern werde.

*

Das Ereignis dieses Abends fand am 30. März, in der ersten Vorlesung aus eigenen Schriften, seine Fortsetzung in einer Rede, die frisch erlebte Kerr- und Piscatoreindrücke zusammenfassend, in der vorhergehenden Nacht enstanden war, und in einem Echo, dem in dem folgenden Abdruck durch die Aufnahme der bekanntesten Wirkungsklischees, wenngleich beiweitem nicht an allen Stellen, entsprochen wird, weil in diesem Fall die Anschauung des Einsseins von Redner und Hörern von besondere Wichtigkeit ist.

Die faden Fehden

Zunächst sind es zwei Zuschriften, die mich zu einer Erläuterung des letzthin Gesprochenen zwingen. Die veranstaltende und administrativ vortrefflich funktionierende Konzertdirektion schreibt:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Sie wissen, wie wir Sie als Künstler schätzen, und daß wir aus dieser Hochschätzung heraus mit Freuden den Vertrag mit Ihnen geschlossen haben, dem wir in allen — teilweise sehr schwer zu erfüllenden — Punkten prompt nachgekommen sind.

Einer dieser Punkte war die von mir gestellte Bedingung, daß die Presse nicht einzuladen sei.

Nun müssen wir Sie auch bitten, uns die Situation nicht zu erschweren. Sie gaben gestern im Rahmen eines Offenbach-Abends eine außerhalb des Programms stehende Erklärung persönlicher Art ab, die uns als Veranstaltern Ihrer Vorträge der Öffentlichkeit gegenüber besonders ist. Das werden Sie gewiß einsehen.

Ich sehe es ein.

Wir sind nun einmal auf gute Beziehungen zur Presse angewiesen und es kann für unsere Firma die schwersten Folgen haben, wenn in einem von uns veranstalteten Vortrag ein so scharfer Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse erfolgt.

Das sehe ich nicht ein.

Wir bitten Sie demnach sehr, den Rahmen der künstlerischen Abwicklung Ihrer Programme bei den nächsten Abenden nicht wiederum zu sprengen und Erklärungen, die außerhalb des Programmes liegen, zu vermeiden.

Danach will ich handeln. Es scheinen im Grunde doch rein ästhetische Rücksichten zu sein, die der Konzertdirektion den Wunsch eingegeben haben, den Rahmen des Programms nicht gesprengt zu sehen. Was ich sprengen will, ist tatsächlich nicht der Rahmen meines Programms, sondern etwas ganz anderes. In einer Berliner Zeitung habe ich den Titel gefunden: Musik und Strafvollzug, und schon geglaubt, es beziehe sich darauf, daß ich im Rahmen eines Offenbach-Vortrages einen scharfen Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse vollführt habe. Wiewohl nun kein Wort, das ich zu sagen für gut befinde, außerhalb irgendeines Rahmens gesprochen sein kann, auch nicht des Rahmens der Offenbach-Welt, so bin ich doch entschlossen, der Konzertdirektion entgegenzukommen

und meine Erklärungen persönlicher Art innerhalb des Programms der eigenen Schriften abzugeben. Ich kann das umso leichter tun, als ja der ganze Inhalt meines Programms und aller meiner Programme aus nichts anderem besteht als aus dem Kampf gegen die Presse und deren prominente Stellen, was vielleicht der Konzertdirektion bisher nicht bekannt war. Die Zuschrift der ~~Konzertdirektion~~, in der sich die Furcht vor der Rache der prominenten Stellen ausdrückt, nehme ich als einen dankenswerten Beleg für die Notwendigkeit jenes Kampfes zur Kenntnis, und ich fühle mich innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung, in der dieser Kampf noch nicht zur Entscheidung gelangt ist, moralisch verpflichtet, den tieferen Sinn der ~~Zuschrift~~ zu unterstreichen und zu unterstützen. Die Konzertdirektion kann natürlich nicht im Ernst glauben, irgendeinen Einfluß auf meine geistigen Entschließungen, auf ein Wort innerhalb oder außerhalb meines Programms nehmen zu können, und richtet in Wahrheit den Brief nicht an mich, sondern an die prominenten Stellen der Presse, an die ich ihn gern weiterleite und vor dem ich zum Schutze der Konzertdirektion bereit bin, eidlich zu erhärten, daß sie an der Gestaltung oder Durchbrechung meiner Programme vollkommen unschuldig ist. Ich weiß, daß ~~wie~~ Wallensteins Kammerdiener ein jeder Faktor der heutigen Betriebs- und Kunstwelt das gewisse kleine Gut ~~in~~ Kärnt~~en~~ hat/und ~~fürchten muß,~~ sie nehmen's ihm, ~~wenn~~ er ~~zu~~ mir ~~steht.~~ Ich erkläre also, daß die Konzertdirektion, die sich eben nie mit mir hätte einlassen sollen und es wahrscheinlich nie wieder tun wird, von meinem Beginnen ebenso überrascht und überrumpelt war wie jeder andere meiner Zuhörer.

Einer dieser, ein Verehrer des Herrn Kerr, schreibt mir nun, mit Angabe der Telephonnummer, von der ich aber keinen Gebrauch gemacht habe:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Man kann ein Verehrer Alfred Kerrs sein — und trotzdem Ihre Arbeit achten. Ich bin solch merkwürdiges Individuum. Ich bitte Sie daher, an Ihrem nächsten Abend die gegen Kerr gestern

erhobenen Vorwürfe zu beweisen und zweitens sich darüber zu äußern, warum Sie die Klage gegen Kerr zurückgezogen haben. (Sie wollen doch selbst verklagt werden.)

Daß hierin kein Widerspruch gelegen ist und daß ich trotz voraussichtlicher Verurteilung in Berlin lieber geklagt sein als klagen will, glaube ich letzthin schon auffassungsfähigeren Hörern gesagt zu haben. Auch die Gründe angedeutet zu haben, warum ich die Klage gegen Herrn Kerr — zugleich mit der Zurückziehung seiner Klage gegen mich — zurückgezogen habe. Was ~~die sonstigen~~ Wünsche des Briefschreibers betrifft, so ~~können sie~~ nicht so leicht erfüllt werden wie ~~die~~ der Konzertdirektion. Beweise habe ich vor Gericht zu führen. Da ich aber vermutlich noch weitere dreißig Jahre die Fackel herausgeben werde, ehe mir diese Gelegenheit von Herrn Kerr gewährt werden wird, so werde ich natürlich die Beweise schon in der Fackel führen, in deren Forum ich doch eben den ganzen Fall retten wollte, als ich ihn der Judikatur entzog. Nur muß ich die Ungeduld der Verehrerschaft des Herrn Kerr auf das übernächste Heft der Fackel vertrösten. Bis dahin ist beiweitem keine so lange Frist als jene, auf die mich Herr Kerr bis zur endlichen Austragung meiner Klagesache ~~antreiben~~ wollte. Im nächsten Heft der Fackel bin ich hauptsächlich mit einer anderen Persönlichkeit beschäftigt, die zu beleidigen mir nicht gelingen will, gleichfalls einer prominenten Stelle der Presse, einem Originalmitarbeiter des Neuen Wiener Journals, nämlich dem Polizeipräsidenten von Wien. Was nun die Beweise betrifft, die ich wegen ihres ungeheuren Umfangs beim besten Willen nicht im mündlichen Vortrag abwickeln könnte — sie würden dessen Rahmen sprengen —, so erkläre ich schon jetzt, daß sie fast ausschließlich von Herrn Kerr selbst bereitgestellt sein werden, wenngleich nicht ~~hauptsächlich~~ in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn, sondern mehr als deutschnationaler Patriot. Sie sind in diesen eigenhändig verfaßten Schriftsätzen des Herrn Kerr enthalten *(Vorweisung)*, in Manuskripten, für die der Verlag Rowohlt viel Honorar zahlen würde und die ich völlig kostenlos erworben habe. Da der Autor ohne Zweifel Abschriften besitzt, so würde ich ihm raten,

Prävenire zu spielen und es zu riskieren, diese Schriftsätze abzudrucken. Ich glaube aber nicht, daß er es tun wird. Der Besitz dieser Schriftsätze ist der Erfolg meines erledigten Prozesses, in welchem ich Kläger war. Um dieser Beute willen hätte ich hundert Prozesse angestrengt und hundert zurückgezogen. Daß Herr Kerr es nicht wagen wird, diese Beute, die ich ihm hiemit ausdrücklich anbiete, als sein geistiges Gut zu reklamieren und der geistigen Welt Deutschlands zu präsentieren, davon bin ich überzeugt. Er hat bloß die kleine Notiz gewagt, die er gestern unter der dürftigen Schutzmarke »Glossenzettel« in seine schon bekannte Rubrik »Die faden Fehden« eingereiht hat. Dieser bescheidene Titel, der von dem geringen Maß polemischen Selbstvertrauens des Herrn Kerr Zeugnis gibt, wird, was den Partner der Fehde betrifft, kaum zu halten sein. Denn ich will schon dafür sorgen, daß die reichsdeutschen Leser, ja selbst die Verehrer des Herrn Kerr auf die Kosten der Unterhaltung kommen, Herr Kerr, dessen Polemiken seit Jahrzehnten anerkanntermaßen an Kraft gewinnen, wenn sie wortwörtlich von mir übernommen werden, schreibt:

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne seinen Namen nicht: um ihn zu ärgern) hat in einer »Vorlesung« unsaubere Beschimpfungen wider mich versucht. (Wer glaubt ihm?) *[Stürmische Unterbrechung. Der Saal ruft: Alle!]*

Dies die Tatbestandsaufnahme, die Herr Kerr sichtlich nicht für eine Klage wegen Ehrenbeleidigung zu verwenden beabsichtigt. Ich nenne den Namen des Herrn Kerr, ich nannte ihn stets und ich habe den Träger dieses Namen einen Schuft genannt. Die Absicht ihn zu ärgern, hat mich nicht geleitet, sondern die

Absicht, die Theatermenschheit von ihm zu befreien. Wer mir glaubt? Ein Saal, der es durch dröhnenden Beifall bezeugt hat. *[Stürmische Bestätigung.]* Und hundert Säle würden mir glauben. Aber das wäre vielleicht nur eine Podiumwirkung, wie ich sie vor Asthmatikern voraushabe. Ich glaube indes, daß mir die geistigen und reinen Leser, die es in Deutschland gibt, glauben werden, wenn sie lesen, was zu drucken ich versprochen habe. Herr Kerr wird vor mir satirisch und setzt die Vorlesung, die ich gehalten habe, in Gänsefüßchen. Aber diese Füßchen eines Gänserichs hinken, dieses Verziehen eines schlecht gespitzten Mundes ist eine Unwahrhaftigkeit und er weiß, daß er sein Lebtag noch keinen Vortrag erlebt, geschweige denn gehalten hat, der an den von »Pariser Leben« heranreichen könnte. *[Stürmische Zustimmung.]* Wenn dem Herrn Kerr, den als meinen polemischen Partner sich vorzustellen schon etliche Phantasie erfordert — wenn ihm der Atem ausgeht und ihn selbst der Mangel an Witz, der ihm sonst auszeichnet, im Stiche läßt, wenn er in die Situation gerät, die im Theaterargon »bitten« heißt, so wird er leger, unbefangen und tut so, als ob ihn die geringfügige Sache gar nicht alteriere. Er schreibt:

Man soll den faden Fehden eine heitere Seite abgewinnen. Der Herr war von mir öffentlich ein Verleumder genannt worden. Er erhob Klage. Doch obschon er die Möglichkeit hatte, sie durchzuführen, stand er hochherzig davon ab.

Nein, ganz so schlicht und geradezu verhält sich die Angelegenheit nicht, und ich muß den Hörer bitten, zu warten, bis er ein Leser wird, um das ganze Ausmaß dieser Verlogenheit ermessen und entscheiden zu können, ob Herr Kerr mir wirklich die Möglichkeit gelassen hat, die Klage durchzuführen. Die Hochherzigkeit seines eigenen Anwaltes, der den Antrag stellte, Klage und Widerklage gegen einander zu kompensieren, sollte er doch mir nicht nachrühmen! Warum hatte ich geklagt? Worum ging es in diesem Prozeß? Empfand ich es wirklich als Ehrenmakel, daß Herr Kerr mich einen Verleumder genannt hatte? Nein, ich wollte vor der dupierten Öffentlichkeit, der er sich als Pazifisten nach dem Umsturz empfahl, die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung bringen, und daß er so und auch anders könne. Es sei wie es wolle — es war doch schön. *[Stürmischer Beifall.]* Warum hatte er mich Verleumder genannt? Neben zahllosen blutrünstigen Gedichten, die er in den Scherl'schen Kriegsliedern unter dem nom de guerre »Gottlieb« veröffentlicht hatte, habe ich ihm eines, das nicht gräßlicher war als die andern, mit Unrecht zugeschrieben. Das war eine Angelegenheit der tatsächlichen Berichtigung, Herr Kerr zog es vor, von Verleumdung zu sprechen. Warum habe ich die Klage zurückgezogen? Ich habe meine Klage gegen den Herrn Kerr, wie ich schon neulich selbst enthüllt habe, zurückgezogen — wie Herr Kerr die seine gegen mich, was er zu enthüllen unterläßt —, weil (und das wird gründlich erörtert werden) der Beklagte prompt am Vortag vor jedem, immer wieder durch anderthalb Jahre neu angesetzten Termin einen neuen Schriftsatz überreicht hat, der, strotzend von doloser Fälschung, Verleumdung, Denunziation meines Vaterlandsverrats, doch beantwortet werden mußte, um den ungünstigen Eindruck auf die Richter, den Herr Kerr präparierte, entgegenzuwirken. Ich ging schließlich auf das Ersuchen des Herrn Dr. Wolfgang Heine ein, weil der Prozeß nie zu Ende gegangen wäre und ich die schönen Schriftsätze des Herrn Kerr, von ihm selbst verfaßt, nie freibekommen hätte. Dazu kamen außerordent-

liche Schwierigkeiten der deutschen Prozeßführung, die dem entfernten und ungemäß vertretenen Ausländer erwuchsen, da nämlich Herr Kerr sich auf die Bestimmung zurückzog, wonach er für einen Schimpf, der als »sofortige Erwiderung« aufzufassen sei, Straflosigkeit ~~verdient habe~~, und diese Taktik noch durch eine Widerklage kompliziert wurde, die er gegen mich angestrengt hatte. Die Erkenntnis, die ich aus den unvergleichlichen Schriftsätzen des Herrn Kerr wie aus andern Fakten geschöpft und kürzlich hier formuliert habe, bietet nun die mir weit erwünschtere Gelegenheit, mich zum Angeklagten vor einem Berliner Gericht zu machen, und ich wiederhole mein Versprechen, daß ich den Termin durch keinen Schriftsatz hinausziehen würde. Ich gehe aber noch weiter, indem ich sage, daß falls Herrn Kerr etwa meine Absicht der ~~Beleidigung als~~ formale Moment zu statten ~~kommen sollte~~, ich mir aus einer Verurteilung nicht das geringste machen werde, wenn mir nur vor der größten Öffentlichkeit, vor derselben, die vor dieser ~~exponierten~~ Stelle bis heute zittert, Gelegenheit gewährt ist, den Beweis zu führen, wie diese Autorität in Wahrheit beschaffen ist und daß Herr Alfred Kerr das ist, was ich ihn genannt habe. Dieser Beweis würde mir in einem Maße gelingen, daß selbst den merkwürdigen Individuen, die die Verehrung für den Herrn Kerr nicht nur hegen, sondern auch mit der Achtung vor meiner Arbeit vereinigen können — was ich doch bisher nicht für möglich gehalten hätte — die Augen übergehen werden. Im Rahmen eines ~~kleinen~~ Vortrags aus eigenen Schriften kann ich diesen Beweis leider nicht führen, weil die Vorlesung der eigenen Schriften des Herrn Kerr, worin er mich als Landesverräter denunziert und als Plagiator der Offenbarung Johannis ent~~hüllt~~, mehrere Stunden in Anspruch nehmen und

ganz bestimmt den von der Konzertdirektion vorgesteckten Rahmen sprengen würde. Ich muß also um Geduld und um etwas Vertrauen bitten, das ich mir ja bei Kerr-Verehrern zugleich mit der Achtung vor meiner Arbeit verdient zu haben glaube. Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen könnte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zu allseitiger Befriedigung und so daß auch Herr Kerr seine ästhetische Freude daran hat, durchführen werde. Ecco. *[Stürmischer Beifall.]* Leider scheint er nun ganz und gar damit einverstanden, daß die Verweisung an das literarische Forum, die ich durch Zurückziehung meiner Klage vorgenommen habe, eine endgültige bleibt. Er schließt seine interessante Notiz »Die faden Fehden« mit dem Absatz:

Ich verweise (nicht ungern) auf S. 209 meines Buchs »Es sei, wie es wolle . . .« — wo er gezeichnet ist.

Nämlich ich. Und gerade durch das Verslein von Krätzerich, mit dessen wörtlichem Abdruck ich schon im Jahre 1913 eine Zeichnung besorgt habe, der der Literaturgeschichte angehört. Herr Kerr beruft sich jetzt auf diese Verse, wiewohl er für Gerichtszwecke dieselbe Polemik, die die Affäre Jagow betraf, als einen Exzeß zu entschuldigen versucht hat. Es sei, wie es wolle... Diese Verweisung auf S. 209 statt auf das Amtsgericht dürfte für die Verehrer des Herrn Kerr eine herbe Enttäuschung bilden. Denn sie werden sich immerhin sagen, daß es ein großer Unterschied ist, ob ein Wiener Literat eine Klage wegen des Wortes »Verleumder« in Berlin zurückzieht oder ob der Führer des Berliner Geisteslebens die Bezeichnung »Schuft«, gefallen in mündlichem Vortrag vor Berliner Hörern, auf sich sitzen läßt. Wie? Das Wort Schuft, das eine bestimmte unehrenhafte Gesinnung bezeichnet, sollte in die Kategorie der unsauberen Beschimpfungen gehören? Und um dieser entgegenzutreten, beruft sich einer darauf, daß er mich einen Krätzerich genannt hat? Aber seit wann ist das gute deutsche Sprichwort: Der größte Schuft im Land ist und bleibt der Denunziant eine Ungebühr und nicht eine der ethischen Gerechtsame gemäße Stigmatisierung? Beweise zu erbringen bin ich erbötig — könnte ich es nicht, wäre ich ein Schuft! Nur muß man etwas Geduld haben. Vor einem Berliner Gericht erbringe ich die Beweise morgen, vor dem literarischen Forum dauerts noch eine Weile.

Denn ich muß bitten, zu bedenken, daß ich wahrscheinlich der am meisten, wenngleich am erfolglosesten beschäftigte Schriftsteller in deutscher Sprache bin. Ich bin gegenwärtig zum Beispiel mit der Zurückführung des Bekessy nach Wien beschäftigt, weil ich erkannt habe, daß es gegen die unüberwindlichen Mächte des österreichischen Bürgertums zwischen Hakenkreuz und Kurszettel, gegen die Schober, Benedikt und Sieghart angesichts des Versagens der revolutionären Drohung keine andere Zuchtrute gibt als den Erpresser, den ich aus der vorgestellten Welt einer den Krieg überlebenden Sittlichkeit vertrieben habe und den ich zurückrufen muß, auf die Gefahr hin, daß, wenn es gelingt, man wieder sagen wird, es sei das Verdienst der österreichischen Sozialdemokratie. Dieses Problem ist der Inhalt meines neuen Dramas, des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen«, das bald erscheinen wird und aus dem ich Ihnen gern einmal den dritten Akt vorgelesen hätte. Nebst der Eröffnung vieler künstlerischer Welten, vor allem der des göttlichen Offenbach, nebst Sprachlehre und allem was nur der Tag zuträgt, kämpfe ich zur Zeit auch gegen die Vaterländischen Verbände in Bayern, die eine Erklärung in der nationalistischen Presse erlassen hatten, mein Traumstück, das ich heute lesen werde, von der mutigen »Jungen Bühne« in München aufgeführt, sei die gemeinste Verhöhnung des toten Frontkämpfers. Ich kämpfe gegen die Macht des Troglodytentums, die immerhin den klaren Fall der Umsetzung des Totschlags in Druckerschwärze und der verkehrten Möglichkeit vorstellt. Doch immer wieder gegen die gefährlichere Macht eines halbschlächtigen Intellektualismus, der sich in Österreich wie in Deutschland, also überall dort, wo schlechter deutsch geschrieben wird, nicht scheut, sich jener Hilfe gegen mich zu bedienen. Totschlagen und Totschweigen — zu jenem zu feig, hoffen sie doch alle mit diesem mich aus der Welt zu schaffen. Ich habe das Gefühl, daß ich alle diese Abwehr, alle diese Kämpfe, wenngleich nicht mit größerem praktischen Gelingen, so doch bei größerer Teilnahme beherzter Zeugen in Deutschland durchführen kann und es ist nicht unmöglich, daß ich, wenn mein dreißigjähriger Krieg gegen die österreichische Bourgeoisie aller Rassen, äußerlich völlig erfolglos, termingemäß abgeschlossen sein wird, hieher übersiedle (*langanhaltender Beifall*), um hier im Sinne der Erwartung meines toten Freundes und Kunstgenossen Frank Wedekind, das grauenhafteste Philisterium, das sich des Theaterwesens unter der Maske zeitfortschrittlicher Ideen bemächtigt hat, zu bestreiten. Er hat mich im Gegensatz zu Herrn Alfred Kerr, der mich einen »kleinen mießen Verleumder« nennt und wie alle großbürgerlichen Journalisten und alle vor mir wehrlosen Machtwitterer auf die Fackel als auf ein »Blättchen« hinwies, als den »mutigsten Kämpfer Österreichs« apostrophiert, der »der Ethiker unter den Geistern der Welt« für sittliche Werte kämpft, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann. Er hat von mir gesagt, ich »wäre der erste, der

dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert«, und daß »die deutsche Bühne nur darauf wartet, mich mit offenen Armen zu bewillkommnen«. So beglaubigt, erkläre ich, daß ich als diesen Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit nicht den Weg derer um Piscator erkennen kann. Ich wurde gebeten, meinen Aufsatz »Mein Vorurteil gegen Piscator« vorzulesen. Ich kann es nicht tun, weil dieses Vorurteil durch neue Eindrücke überholt ist. Ich habe »Hoppla, wir leben« gesehen und ich sage, daß wir so auf dem Theater nicht weiter leben werden, hoppla! Den Schlußruf »Man muß es ändern« mache ich mir zu eigen — ganz wie sich Herr Piscator meine »Letzten Tage der Menschheit« zueigen gemacht hat und wie er sie wahrscheinlich ändern würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß dieses Werk dem Stil des Theaters der Gegenwart entspreche, ja irgendetwas mit dem Theater zu schaffen habe. Jetzt weiß ich wenigstens, daß der Begriff der »Dramatisierung des Dokumentarischen«, den diese Leute haben, von mir bezogen und auf das grausam Schändlichste kompromittiert ist. Ich bewundere ihre Fertigkeit, den Dilettantismus, über den man in so reichem Maße verfügt, zugleich auf eine Szene zu verteilen und rechts, links, oben und unten Dilettanten und dazwischen die Wunder der Technik abklappert, die mit dem Theater überhaupt nichts zu tun haben. Aber die Arrangeure wollen ja mit dem Theater nichts zu schaffen haben und glauben die Urteilskräfte seines Raumes durch das Vorzeigen vergeisterter Zeitungsnotizen besiegen zu können. Als ob sich mit solchen Demonstrationen auch nur eine Beeinflußung des Massenbewußtseins im Sinne edler Versammlungswirkung erzielen ließe! Als ob mehr erzielt wäre, als daß tausend einzelne ein Dokument dem Sekundengedächtnis einverleiben. Kläglicheres, Kleinbürgerlicheres, geistig Konterrevolutionäreres als diese Theaterspielerei in Text und Wiedergabe mit kleinen Chargen und großem Gebrülle, als diese Entehrung des Kriegsleids durch die Zitierung von die Seelen des Kurfürstendamms; gesinnungsmäßig Niedrigeres als diesen Kunstbetrieb einer Weltrevolution unter der Ägyde von Katz und Katzenelbogen hat die weite Welt nicht erlebt *[Stürmische Zustimmung.]* und es ist ganz in Ordnung, daß damit zwischen Nowgorod und Moskau gereist werden wird.

Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Moor denselben Rhythmus hatten. Jener:

Phonographische Nachbildung des Ausbruchs:

»Menschen, Menschen, falsche heuchlerische Krokodilenbrut [...] und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimmen und Verderben Franz jedoch:

Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts:

»Und da erscholl eine Stimme [...] Du allein bist verworfen. Nun warum tust du nicht?

[Stürmische Heiterkeit] Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

Wie kann ich lachen, wenn mir ~~das Herz~~ schaudert?

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girl unaufhörlich in die Feststellung fixieren: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! – was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbeweglich läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige ~~Ausnahm~~losigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr ~~em~~pfohlen hat. Lang wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Aus~~gang~~ in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden

Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Mohr denselben Rhythmus hatten. Jener:

Phonographische Nachbildung des Ausbruchs:

»Menschen, Menschen, falsche, heuchlerische Krokodilsbrut und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimm und Verderben. *[Große Heiterkeit]* Franz jedoch:

Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts:

»~~Und da erscholl~~ eine Stimme — Du allein bist verworfen. Nun warum lachst du nicht?

[Stürmische Heiterkeit] Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

~~Wie~~ kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? *[Stürmische Heiterkeit]*

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girls unaufhörlich in die Feststellung fixieren *[phonographisch]*: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! Was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbewegt läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige Teilnahmslosigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr befohlen hat. Lange wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Ausweg in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden

Band nach Wien zu marschieren *[Stürmische Heiterkeit]* um sie zu erwarten, sein neues Haus damit zu eröffnen und einen noch nie erlebten Tantiemensegen über mich zu schütten. Ich will aber nicht und fühle mich zu dem Ausspruch dieser Weigerung verpflichtet, weil er in seinem letzten Programmheft die »Letzten Tage der Menschheit« als das höchste Werk dieser Epoche preist, daß sie überleben werde, und weil das Mißverständnis entstehen könnte, daß mit solcher Lobpreisung unter Zuhilfenahme meiner Eitelkeit meinem Vorurteil gegen Piscator ein Ende gemacht sei. Nein, der Autor der »Letzten Tage der Menschheit«, der an dieser Entartung erst erkannt hat, daß der Begriff von der Dramatisierung des Dokuments durch ihn wahrhaft erfüllt wurde, ist unter keinen Umständen bereit, die Ableger durch das Original zu rehabilitieren und mit der Dramaturgie, die jenen Begriff innen und außen geschändet hat, mit dieser Dramaturgie als Kollektiv-Verbrechen gemeinsame Sache zu machen. Er hofft, daß es ihm einmal im Sinne Wedekinds vergönnt sein werde, dem Schauspiel den rechten Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit zu zeigen und vor allem, ihn auf diesem Wege von seinen Presse-Peinigern zu befreien!

15

Ich lese nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johanni ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, ist zunächst ohne Angabe der Quelle des Herrn Ehrenstein erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo . . . . Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mit zuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: »Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?«)

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

~~Die faden Fehden~~

Zunächst sind es zwei Zuschriften, die mich zu einer Erläuterung des letzthin Gesprochenen zwingen. Die veranstaltende und administrativ vortrefflich funktionierende Konzertdirektion schreibt:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Sie wissen, wie sehr wir Sie als Künstler schätzen, und daß wir aus dieser Hochschätzung heraus mit Freuden den Vertrag mit Ihnen geschlossen haben, dem wir in allen — teilweise sehr schwer zu erfüllenden — Punkten prompt nachgekommen sind.

Einer dieser Punkte war die von mir gestellte Bedingung, daß die Presse nicht einzuladen sei. *[Heiterkeit]*

Nun müssen wir Sie aber auch bitten, uns die Situation nicht zu erschweren. Sie gaben gestern im Rahmen eines Offenbach-Abends eine außerhalb des Programms stehende Erklärung persönlicher Art ab, die uns als Veranstaltern Ihrer Vorträge der Öffentlichkeit gegenüber besonders peinlich ist. Das werden Sie gewiß einsehen.

Ich sehe es ein.

Wir sind nun einmal auf gute Beziehungen zur Presse angewiesen und es kann für unsere Firma die schwersten Folgen haben, wenn in einem von uns veranstalteten Vortrag ein so scharfer Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse erfolgt.

Das sehe ich nicht ein.

Wir bitten Sie demnach sehr, den Rahmen der künstlerischen Abwicklung Ihrer Programme bei den nächsten Abenden nicht wiederum zu sprengen und Erklärungen, die außerhalb des Programms liegen, zu vermeiden.

Danach will ich handeln. Es scheinen im Grunde doch rein ästhetische Rücksichten zu sein, die der Konzertdirektion den Wunsch eingegeben haben, den Rahmen meines Programms nicht gesprengt zu sehen. Was ich sprengen will, ist tatsächlich nicht der Rahmen meines Programms, sondern etwas ganz anderes. In einer Berliner Zeitung habe ich den Titel gefunden: Musik und Strafvollzug, und schon geglaubt, es beziehe sich darauf, daß ich im Rahmen eines Offenbach-Vortrages einen scharfen Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse vollführt habe. Wiewohl nun kein Wort, das ich zu sagen für gut befinde, außerhalb irgendeines Rahmens gesprochen sein kann, auch nicht des Rahmens der Offenbach-Welt, so bin ich doch entschlossen, der Konzertdirektion entgegenzukommen

und meine Erklärungen persönlicher Art innerhalb des Programms der eigenen Schriften abzugeben. *[Lebhafte Heiterkeit]* Ich kann das umso leichter tun, als ja der ganze Inhalt meines Programms und aller meiner Programme aus nichts anderem besteht als aus dem Kampf gegen die Presse und deren prominente Stellen, was vielleicht der Konzertdirektion bisher nicht bekannt war. Die Zuschrift der Firma, in der sich die Furcht vor der Rache der prominenten Stellen ausdrückt, nehme ich als einen dankenswerten Beleg für die Notwendigkeit jenes Kampfes zur Kenntnis, und ich fühle mich innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung, in der dieser Kampf noch nicht zur Entscheidung gelangt ist, moralisch verpflichtet, den tieferen Sinn der Bitte zu unterstreichen und zu unterstützen. Die Konzertdirektion kann natürlich nicht im Ernst glauben, irgendeinen Einfluß auf meine geistigen Entschließungen, auf ein Wort innerhalb oder außerhalb meines Programms nehmen zu können, und richtet in Wahrheit den Brief nicht an mich, sondern an die prominenten Stellen der Presse, an die ich ihn gern weiterleite und vor denen ich zum Schutze der Konzertdirektion bereit bin, eidlich zu erhärten, daß sie an der Gestaltung oder Durchbrechung meiner Programme vollkommen unschuldig ist. Ich weiß, daß ~~gleich~~ Wallensteins Kammerdiener ein jeder Faktor der heutigen Betriebs- und Kunstwelt das gewisse kleine Gut im Kärntnerland hat »und sorgt, sie nehmen's ihm, weil er bei mir ist«. Ich erkläre also, daß die Konzertdirektion, die sich eben nie mit mir hätte einlassen sollen und es wahrscheinlich nie wieder tun wird *[Heiterkeit]* von meinem Beginnen ebenso überrascht und überrumpelt war wie jeder andere meiner Zuhörer.

Einer dieser, ein Verehrer des Herrn Kerr, schreibt mir nun, mit Angabe der Telephonnummer, von der ich aber keinen Gebrauch gemacht habe:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Man kann ein Verehrer Alfred Kerrs sein — und trotzdem Ihre Arbeit achten. Ich bin solch merkwürdiges Individuum. *[Stürmische Heiterkeit]* Ich bitte Sie daher, an Ihrem nächsten Abend

die gegen Kerr gestern erhobenen Vorwürfe zu beweisen und zweitens sich darüber zu äußern, warum Sie die Klage gegen Kerr zurückgezogen haben. (Sie wollen doch selbst verklagt werden.)

Daß hierin kein Widerspruch gelegen ist und daß ich trotz voraussichtlicher Verurteilung in Berlin lieber geklagt sein als klagen will, glaube ich letzthin schon auffassungsfähigeren Hörern gesagt zu haben. Auch die Gründe angedeutet zu haben, warum ich die Klage gegen Herrn Kerr — zugleich mit der Zurückziehung seiner Klage gegen mich — zurückgezogen habe. Was den anderen Wunsch des Briefschreibers betrifft, so kann er nicht so leicht erfüllt werden wie der der Konzertdirektion. Beweise habe ich vor Gericht zu führen. Da ich aber vermutlich noch weitere dreißig Jahre die Fackel herausgeben werde, ehe mir diese Gelegenheit von Herrn Kerr gewährt werden wird, so werde ich natürlich die Beweise schon in der Fackel führen, in deren Forum ich doch eben den ganzen Fall retten wollte, als ich ihn der Judikatur entzog. Nur muß ich die Ungeduld der Verehrerschaft des Herrn Kerr auf das übernächste Heft der Fackel vertrösten. Bis dahin ist beiweitem keine so lange Frist als jene, auf die mich Herr Kerr bis zur endlichen Austragung meiner Klagesache anweisen wollte. Im nächsten Heft der Fackel bin ich hauptsächlich mit einer andern Persönlichkeit beschäftigt, die zu beleidigen mir nicht gelingen will, gleichfalls einer prominenten Stelle der Presse, einem Originalmitarbeiter des Neuen Wiener Journals, nämlich dem Polizeipräsidenten von Wien *[Stürmische Heiterkeit]*. Was nun die Beweise betrifft, die ich wegen ihres ungeheuren Umfangs beim besten Willen nicht im mündlichen Vortrag abwickeln könnte — sie würden dessen Rahmen sprengen —, so erkläre ich schon jetzt, daß sie fast ausschließlich von Herrn Kerr selbst bereitgestellt sein werden, wenngleich nicht in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn, sondern mehr als deutschnationaler Patriot. Sie sind in diesen eigenhändig verfaßten Schriftsätzen des Herrn Kerr enthalten *(Vorweisung)*, in Manuskripten, für die der Verlag Rowohlt viel Honorar zahlen würde und die ich völlig kostenlos erworben habe. Da der Autor ohne Zweifel Abschriften besitzt, so würde ich ihm raten,

Prävenire zu spielen und es zu riskieren, diese Schriftsätze selbst zu veröffentlichen. Ich glaube aber nicht, daß er es tun wird. Der Besitz dieser Werke ist der Erfolg meines erledigten Prozesses, in welchem ich Kläger war. Um dieser Beute willen hätte ich hundert Prozesse angestrengt und hundert zurückgezogen. Daß Herr Kerr es nicht wagen wird, diese Beute, die ich ihm hiemit ausdrücklich anbiete, als sein geistiges Gut zu reklamieren und der geistigen Welt Deutschlands zu präsentieren, davon bin ich überzeugt. Er hat bloß die kleine Notiz gewagt, die er gestern unter der dürftigen Spitzmarke »Glossenzettel« in seine schon bekannte Rubrik »Die faden Fehden« eingereiht hat. Dieser bescheidene Titel, der von dem geringen Maß polemischen Selbstvertrauens des Herrn Kerr Zeugnis gibt, wird, was den Partner der Fehde betrifft, kaum zu halten sein. Denn ich will schon dafür sorgen, daß die reichsdeutschen Leser, ja selbst die Verehrer des Herrn Kerr auf die Kosten der Unterhaltung kommen! Herr Kerr, dessen Polemiken seit Jahrzehnten anerkanntermaßen an Kraft gewinnen, wenn sie wortwörtlich von mir übernommen werden *[Großer Beifall]* / schreibt (Berliner Tageblatt, Abendausgabe 29. März):

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne seinen Namen nicht: um ihn zu ärgern) ~~ärgern~~ hat in einer »Vorlesung« unsaubere Beschimpfungen wider mich versucht. Wer glaubt ihm? *[Stürmische Unterbrechung. ~~Der Saal~~ ruft: Alle!]*

Dies die Tatbestandsaufnahme, die Herr Kerr sichtlich nicht für eine Klage wegen Ehrenbeleidigung zu verwenden beabsichtigt. Ich nenne den Namen des Herrn Kerr, ich nannte ihn stets und ich habe den Träger dieses Namens einen Schuft genannt. Die Absicht, ihn zu ärgern, hat mich nicht geleitet, sondern die

Absicht, die Theatermenschheit von ihm zu befreien. Wer mir glaubt? Ein Saal, der es durch dröhnenden Beifall bezeugt hat. *[Stürmische ~~Bestätigung~~.]* Und hundert Säle würden mir glauben. Aber das wäre vielleicht nur eine Podiumwirkung, wie ich sie vor Asthmatikern voraushabe. Ich glaube indes, daß mir die geistigen und reinen Leser, die es in Deutschland gibt, glauben werden, wenn sie lesen, was zu schreiben, nein was abzudrucken ich versprochen habe. Herr Kerr wird vor mir satirisch und setzt die Vorlesung, die ich gehalten habe, in Gänsefüßchen. Aber diese Füßchen eines Gänserichs hinken. *[Lebhafte Heiterkeit]* dieses Verziehen eines schlecht gespitzten Mundes ist eine Unwahrhaftigkeit und er weiß, daß er sein Lebtag noch keinen Vortrag erlebt, geschweige denn gehalten hat, der an den von »Pariser Leben« hinanreichen könnte. *[Stürmische Zustimmung.]* Wenn dem Herrn Kerr, den als meinen polemischen Partner sich vorzustellen schon etliche Phantasie erfordert — wenn ihm der Atem ausgeht und ihn selbst der Mangel an Witz, der ihn sonst auszeichnet, im Stiche läßt *[Heiterkeit]*, wenn er in die Situation gerät, die im Theaterjargon »bibbel« heißt, so wird er leger, unbefangen und tut so, als ob ihn die geringfügige Sache gar nicht alterierte. Er schreibt:

> Man soll den faden Fehden einen heiteren Zug abgewinnen. Der Herr war von mir öffentlich ein Verleumder genannt worden. Er erhob Klage. Doch obschon er die Möglichkeit hatte, sie durchzuführen, stand er hochherzig davon ab.

Nein, ganz so schlicht und geradezu verhält sich die Angelegenheit nicht *[Lebhafte Heiterkeit.]* und ich muß den Hörer bitten, zu warten, bis er ein Leser wird, um das ganze Ausmaß dieser Verlogenheit ermessen und entscheiden zu können, ob Herr Kerr mir wirklich die Möglichkeit gelassen hat, die Klage durchzuführen. Die Hochherzigkeit seines eigenen Anwaltes, der den Antrag stellte, Klage und Widerklage gegen einander zu kompensieren, sollte er doch mir nicht nachrühmen! Warum hatte ich geklagt? Worum ging es in diesem Prozeß? Empfand ich es wirklich als Ehrenmakel, daß Herr Kerr mich einen Verleumder genannt hatte? Nein: ich wollte vor der dupierten Öffentlichkeit, der er sich als Pazifisten nach dem Umsturz empfahl, die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung bringen, und daß er so und auch anders könne. Es sei wie es wolle — *[Stürmische Heiterkeit]* es war doch so schön. Warum hatte er mich Verleumder genannt? Neben zahllosen blutrünstigen Gedichten, die er in der Scherl'schen Kriegslivree unter dem nom de guerre »Gottlieb« veröffentlicht hatte, habe ich ihm eines, das nicht gräßlicher war als die andern, mit Unrecht zugeschrieben. Das war eine Angelegenheit der tatsächlichen Berichtigung, Herr Kerr zog es vor, von Verleumdung zu sprechen. Warum habe ich meine Klage zurückgezogen? Ich habe meine Klage gegen den Herrn Kerr, wie ich schon neulich selbst enthüllt habe, zurückgezogen — wie Herr Kerr die seine gegen mich, was er zu enthüllen unterläßt —, weil (und das wird gründlich erörtert werden) der Beklagte prompt am Vortag vor jedem, immer wieder durch anderthalb Jahre neu angesetzten Termin einen neuen Schriftsatz überreicht hat, der, strotzend von doloser Fälschung, Verleumdung, Denunziation meines Vaterlandsverrats, doch beantwortet werden mußte, um den ungünstigen Eindruck auf die Richter, den Herr Kerr präparierte, entgegenzuwirken. Ich ging schließlich auf das Anerbieten des Herrn Dr. Wolfgang Heine ein, weil der Prozeß nie zu Ende gegangen wäre und ich die schönen Schriftsätze des Herrn Kerr, von ihm selbst verfaßt, nie freibekommen hätte. Dazu kamen außerordent-

liche Schwierigkeiten der deutschen Prozeßführung, die dem entfernten und ungemäß vertretenen Ausländer erwuchsen, da nämlich Herr Kerr sich auf die Bestimmung zurückzog, wonach er für einen Schimpf, der als »sofortige Erwiderung« aufzufassen sei, Straflosigkeit erwirken konnte, und diese Taktik noch durch eine Widerklage kompliziert wurde, die er gegen mich angestrengt hatte. Die Erkenntnis, die ich aus den unvergleichlichen Schriftsätzen des Herrn Kerr wie aus anderen Fakten geschöpft und kürzlich hier formuliert habe, bietet nun die mir weit erwünschtere Gelegenheit, mich zum Angeklagten vor einem Berliner Gericht zu machen, und ich wiederhole mein Versprechen, daß ich den Termin durch keinen Schriftsatz hinausziehen würde. Ich gehe aber noch weiter, indem ich sage, daß falls Herrn Kerr etwa meine Absicht der beleidigenden Herausforderung und das formale Moment zu statten käme, ich mir aus einer Verurteilung nicht das geringste machen werde, wenn mir nur vor der größten Öffentlichkeit, vor derselben, die vor dieser prominenten Stelle bis heute zittert, Gelegenheit gewährt ist, den Beweis zu führen, wie diese Autorität in Wahrheit beschaffen ist und daß Herr Alfred Kerr das ist, was ich ihn genannt habe. Dieser Beweis würde mir in einem Maße gelingen, daß selbst den merkwürdigen Individuen, die die Verehrung für den Herrn Kerr nicht nur hegen, sondern auch mit der Achtung vor meiner Arbeit vereinigen können — was ich doch bisher nicht für möglich gehalten hätte — *[Lebhafter Beifall]*, die Augen übergehen werden. Im Rahmen eines Berliner Vortrags aus eigenen Schriften kann ich diesen Beweis leider nicht führen, weil die Vorlesung der eigenen Schriften des Herrn Kerr, worin er mich als Landesverräter denunziert und als Plagiator der Offenbarung Johannis entlarvt, mehrere Stunden in Anspruch nehmen und

ganz bestimmt den von der Konzertdirektion vorgesteckten Rahmen sprengen würde. *[Heiterkeit.]* Ich muß also um Geduld und um etwas Vertrauen bitten, das ich mir ja bei Kerr-Verehrern zugleich mit der Achtung vor meiner Arbeit verdient zu haben glaube. Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen könnte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zu allseitiger Befriedigung und so daß auch Herr Kerr seine ästhetische Freude hat, durchführen werde. Ecco. *[Stürmischer Beifall.]* Leider scheint er nun ganz und gar damit einverstanden, daß die Verweisung der Sache an das literarische Forum, die ich durch Zurückziehung meiner Klage vorgenommen habe, eine endgültige bleibt. Er schließt seine interessante Notiz »Die faden Fehden« mit dem Absatz:

Ich verweise (nicht ungern) auf S. 209 meines Buchs »Es sei, wie es wolle . . .« — wo er gezeichnet ist.

Nämlich ich. Und zwar durch das Verslein vom »Krätzerich«, mit dessen wörtlichem Abdruck ich schon im Jahre 1913 eine Zeichnung besorgt habe, die der Literaturgeschichte angehört. Herr Kerr beruft sich jetzt auf diese Verse, wiewohl er für Gerichtszwecke dieselbe Polemik, die die Affäre Jagow betraf, als einen Exzeß zu entschuldigen versucht hat. Es sei, wie es wolle... *[Stürmische Heiterkeit.]* Diese Verweisung auf S. 209 statt auf das Amtsgericht dürfte für die Verehrer des Herrn Kerr eine herbe Enttäuschung bilden. Denn sie werden sich immerhin sagen, daß es ein großer Unterschied ist, ob »ein Wiener Literat« eine Klage wegen des Wortes »Verleumder« in Berlin zurückzieht oder ob der Führer des Berliner Geisteslebens die Bezeichnung »Schuft«, gefallen in mündlichem Vortrag vor Berliner Hörern, auf sich sitzen läßt. *[Stürmischer Beifall.]* Wie? das Wort Schuft, das eine bestimmte unehrenhafte Gesinnung bezeichnet, sollte in die Kategorie der unsauberen Beschimpfungen gehören? Und um dieser entgegenzutreten, beruft sich einer darauf, daß er mich einen Krätzerich genannt hat und dergleichen mehr? Aber seit wann ist das gute deutsche Sprichwort: Der größte Schuft im Land ist und bleibt der Denunziant eine Ungebühr und nicht eine der ethischen Gerechtsame gemäße Stigmatisierung? Beweise zu erbringen bin ich erbötig — könnte ich es nicht, wäre ich ein Schuft! Nur muß man etwas Geduld haben. Vor einem Berliner Gericht erbringe ich die Beweise morgen — vor dem literarischen Forum dauerts noch eine Weile

Denn ich muß bitten, zu bedenken, daß ich wahrscheinlich der am meisten, wenngleich am erfolglosesten beschäftigte Schriftsteller in deutscher Sprache bin. Ich bin gegenwärtig zum Beispiel mit der Zurückführung des Bekessy nach Wien beschäftigt *[Lebhafte Heiterkeit]*, weil ich erkannt habe, daß es gegen die unüberwindlichen Mächte des österreichischen Bürgertums zwischen Hakenkreuz und Kurszettel, gegen die Schober, Benedikt und Sieghart angesichts des Versagens der revolutionären Drohung keine andere Zuchtrute gibt als den Erpresser, welchen ich aus der vorgestellten Welt einer den Krieg überlebenden Sittlichkeit vertrieben habe und den ich zurückrufen muß, auf die Gefahr hin, daß, wenn es gelingt, man wieder sagen wird, es sei das Verdienst der österreichischen Sozialdemokratie. *[Heiterkeit.]* Dieses Problem ist der Inhalt meines neuen Dramas, des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen«, das bald erscheinen wird und aus dem ich Ihnen gern einmal den dritten Akt vorgelesen hätte. Nebst der Eröffnung vieler künstlerischen Welten, vor allem der des göttlichen Offenbach, nebst Sprachlehre und allem was mir der Tag zuträgt, kämpfe ich zur Zeit auch gegen die Vaterländischen Verbände in Bayern, die eine Erklärung in der nationalistischen Presse erlassen hatten, mein »Traumstück«, das ich heute lesen werde, von der mutigen »Jungen Bühne« in München aufgeführt, sei die gemeinste Verhöhnung des toten Frontkämpfers. Ich kämpfe gegen die Macht des Troglodytentums, die immerhin den klaren Fall der Umsetzung des Totschlags in Druckerschwärze und der verkehrten Möglichkeit vorstellt. Doch immer wieder gegen die gefährlichere Macht eines halbschlächtigen Intellektualismus, der sich in Österreich wie in Deutschland, also überall dort, wo schlechtes Deutsch geschrieben wird, nicht scheut, sich jener Hilfe gegen mich zu bedienen. Totschlagen und Totschweigen — zu jenem zu feig, hoffen sie doch alle mit diesem mich aus ihrer Welt zu schaffen. Ich habe das Gefühl, daß ich all diese Abwehr, alle diese Kämpfe, wenngleich nicht mit größerem praktischen Gelingen, so doch bei größerer Teilnahme beherzter Zeugen in Deutschland durchführen könnte, und es ist nicht unmöglich, daß ich, wenn mein dreißigjähriger Krieg gegen die österreichische Bourgeoisie aller Rassen, äußerlich völlig erfolglos, termingemäß abgeschlossen sein wird, hieher übersiedle *[Langanhaltende Beifallskundgebung]*, um hier im Sinne der Erwartung meines toten Freundes und Kampfgenossen Frank Wedekind, das grauenhafte Philisterium, das sich des Theaterwesens unter der Maske zeitfortschrittlicher Ideen bemächtigt hat, zu bestreiten. Er hat mich im Gegensatz zu Herrn Alfred Kerr, der mich einen »kleinen mießen Verleumder« nennt und wie alle großbürgerlichen Journalisten und alle vor mir wehrlosen Machtzitterer auf die Fackel als auf ein »Blättchen« hinweist, als den »mutigsten Kämpfer Österreichs« apostrophiert, der »als Ethiker unter den Geistern der Welt für sittliche Werte kämpft, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann«. Er hat von mir gesagt, ich »wäre der erste, der

dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert«, und daß »die deutsche Bühne nur darauf wartet, mich mit offenen Armen zu bewillkommnen«.

So beglaubigt, erkläre ich, daß ich als diesen Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit nicht den Weg derer um Piscator erkennen kann. Ich wurde gebeten, meinen Aufsatz »Mein Vorurteil gegen Piscator« vorzulesen. Ich kann es nicht tun, weil dieses Vorurteil von neuen Eindrücken überholt ist. Ich habe »Hoppla, wir leben« gesehen und ich sage, daß wir so auf dem Theater nicht weiter leben werden, hoppla! *[Stürmische Zustimmung.]* Den Schlußruf »Man muß es ändern« mache ich mir zu eigen — ganz wie sich Herr Piscator meine »Letzten Tage der Menschheit« zueigen gemacht hat und wie er sie wahrscheinlich ändern würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß dieses Werk dem Stil des Theaters der Gegenwart entspreche, ja irgendetwas mit dem Theater zu schaffen habe. Jetzt weiß ich wenigstens, daß der Begriff der »Dramatisierung des Dokumentarischen«, den diese Leute haben, von mir bezogen und auf das grausam Schändlichste kompromittiert ist. Ich bewundere ihre Fertigkeit, den Dilettantismus, über den man in so reichem Maße verfügt, zugleich auf vier Szenen zu verteilen: rechts, links, oben und unten Dilettanten und dazwischen die Wunder der Technik abgeklappert, die mit dem Theater überhaupt nichts zu tun haben. Aber die Arrangeure wollen ja mit dem Theater nichts gemein haben und hoffen die Naturkräfte seines Raumes durch das Vorzeigen vergrößerter Zeitungsnotizen besiegen zu können. Als ob sich mit solchen Demonstrationen auch nur eine Beeinflußung des Massenbewußtseins im Sinne einer Versammlungswirkung erzielen ließe! Als ob mehr erreicht wäre, als daß tausend einzelne das Dokument dem Sekundengedächtnis einverleiben. Kläglicheres, Kleinbürgerlicheres, geistig Konterrevolutionäreres als diese Theaterspielerei in Text und Wiedergabe, mit kleinen Chargen und großem Gebrülle, als diese Entehrung des Kriegsleids durch die Zitierung vor die Seelen des Kurfürstendamms; gesinnungsmäßig Niedrigeres als diesen Kunstbetrieb einer Weltrevolution unter der Ägide von Katz und Katzenellenbogen hat die weite Welt nicht erlebt *[Stürmische Zustimmung]* und es ist ganz in Ordnung, daß damit zwischen Newyork und Moskau gereist werden wird.

Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Mohr denselben Rhythmus hatten. Jener:

Phonographische Nachbildung des Ausbruchs:

Menschen — Menschen — falsche — heuchlerische — Krokodilbrut. Ihre Augen sind Wasser — Küsse auf den Lippen — Schwerter im Busen — Bosheit hab ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt. Aber — wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird — so fange Feuer männliche Gelassenheit, verwildere zum Tiger sanftmütiges Lamm, und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimm und Verderben. *[Große Heiterkeit.]* Franz jedoch:

Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts:

Da hört' ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsens / Gnäde — Gnäde — jedem — Sünder — der Erde — und des Abgrunds — du — allein — bist — verworfen. Nun warum lachst du nicht? *[Stürmische Heiterkeit]*

Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? *[Stürmische Heiterkeit]*

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girls unaufhörlich in die Feststellung fixieren *[phonographisch]*: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! Was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbewegt läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige Teilnahmslosigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr befohlen hat. Lange wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Ausweg in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden

Band nach Wien zu marschieren *[Stürmische Heiterkeit]*, um sie zu erwarten, sein neues Haus damit zu eröffnen und einen noch nie erlebten Tantiemensegen über mich zu schütten. Ich will aber nicht, und ich fühle mich zu dem Ausspruch dieser Weigerung verpflichtet, weil er in seinem Programmheft die »Letzten Tage der Menschheit« als das höchste Werk dieser Epoche preist, das sie überleben werde, und weil das Mißverständnis entstehen könnte, daß mit solcher Lobpreisung in Hinblick auf meine Eitelkeit meinem Vorurteil gegen Piscator ein Ende gemacht sei. Nein, der Autor der »Letzten Tage der Menschheit«, der an dieser Entartung erst erkannt hat, daß der Begriff der Dramatisierung des Dokuments durch ihn wahrhaft erfüllt wurde, ist unter keinen Umständen bereit, die Ableger durch das Original zu rehabilitieren und mit der Dramaturgie, die jenen Begriff innen und außen geschändet hat, mit dieser Dramaturgie als Kollektiv-Verbrechen, gemeinsame Sache zu machen. Er hofft, daß es ihm einmal im Sinne Wedekinds vergönnt sein werde, dem Schauspieler den rechten Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit zu zeigen und vor allem, ihn auf diesem Wege von seinen Presse-Peinigern zu befreien!

*

Hier fehlt am Schluße das Cliché vom »nicht endenwollenden Beifall«, der auch am letzten Abend jeder Nennung des populären Namens zuteil wurde wie insbesondere dem Vorwort zu meinem Plagiat »Apokalypse«:

Ich spreche nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johannis ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, ~~ist~~ zunächst ohne Angabe der Quelle Ehrensteins erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo .... Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mitzuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: »Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?«)

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

Die faden Fehden

Zunächst sind es zwei Zuschriften, die mich zu einer Erläuterung des letzthin Gesprochenen zwingen. Die veranstaltende und administrativ vortrefflich funktionierende Konzertdirektion schreibt:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Sie wissen, wie sehr wir Sie als Künstler schätzen, und daß wir aus dieser Hochschätzung heraus mit Freuden den Vertrag mit Ihnen geschlossen haben, dem wir in allen — teilweise sehr schwer zu erfüllenden — Punkten prompt nachgekommen sind.

Einer dieser Punkte war die von mir gestellte Bedingung, daß die Presse nicht einzuladen sei.

Nun müssen wir Sie aber auch bitten, uns die Situation nicht zu erschweren. Sie gaben gestern im Rahmen eines Offenbach-Abends eine außerhalb des Programms stehende Erklärung persönlicher Art ab, die uns als Veranstaltern Ihrer Vorträge der Öffentlichkeit gegenüber besonders peinlich ist. Das werden Sie gewiß einsehen.

Ich sehe es ein.

Wir sind nun einmal auf gute Beziehungen zur Presse angewiesen und es kann für unsere Firma die schwersten Folgen haben, wenn in einem von uns veranstalteten Vortrag ein so scharfer Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse erfolgt.

Das sehe ich nicht ein.

Wir bitten Sie demnach sehr, den Rahmen der künstlerischen Abwicklung Ihrer Programme bei den nächsten Abenden nicht wiederum zu sprengen und Erklärungen, die außerhalb des Programms liegen, zu vermeiden.

Danach will ich handeln. Es scheinen im Grunde doch rein ästhetische Rücksichten zu sein, die der Konzertdirektion den Wunsch eingegeben haben, den Rahmen meines Programms nicht gesprengt zu sehen. Was ich sprengen will, ist tatsächlich nicht der Rahmen meines Programms, sondern etwas ganz anderes. In einer Berliner Zeitung habe ich den Titel gefunden: Musik und Strafvollzug, und schon geglaubt, es beziehe sich darauf, daß ich im Rahmen eines Offenbach-Vortrages einen scharfen Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse vollführt habe. Wiewohl nun kein Wort, das ich zu sagen für gut befinde, außerhalb irgendeines Rahmens gesprochen sein kann, auch nicht des Rahmens der Offenbach-Welt, so bin ich doch entschlossen, der Konzertdirektion entgegenzukommen

und meine Erklärungen persönlicher Art innerhalb des Programms der eigenen Schriften abzugeben. *[Lebhafte Heiterkeit]* Ich kann das umso leichter tun, als ja der ganze Inhalt meines Programms und aller meiner Programme aus nichts anderem besteht als aus dem Kampf gegen die Presse und deren prominente Stellen, was vielleicht der Konzertdirektion bisher nicht bekannt war. Die Zuschrift der Firma, in der sich die Furcht vor der Rache der prominenten Stellen ausdrückt, nehme ich als einen dankenswerten Beleg für die Notwendigkeit jenes Kampfes zur Kenntnis, und ich fühle mich innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung, in der dieser Kampf noch nicht zur Entscheidung gelangt ist, moralisch verpflichtet, den tieferen Sinn der Bitte zu unterstreichen und zu unterstützen. Die Konzertdirektion kann natürlich nicht im Ernst glauben, irgendeinen Einfluß auf meine geistigen Entschließungen, auf ein Wort innerhalb oder außerhalb meines Programms nehmen zu können, und richtet in Wahrheit den Brief nicht an mich, sondern an die prominenten Stellen der Presse, an die ich ihn gern weiterleite und vor denen ich zum Schutze der Konzertdirektion bereit bin, eidlich zu erhärten, daß sie an der Gestaltung oder Durchbrechung meiner Programme vollkommen unschuldig ist. Ich weiß, daß wie Wallensteins Kammerdiener ein jeder Faktor der heutigen Betriebs- und Kunstwelt das gewisse kleine Gut im Kärntnerland hat »und sorgt, sie nehmen's ihm, weil er bei mir ist«. Ich erkläre also, daß die Konzertdirektion, die sich eben nie mit mir hätte einlassen sollen und es wahrscheinlich nie wieder tun wird *[Heiterkeit]*, von meinem Beginnen ebenso überrascht und überrumpelt war wie jeder andere meiner Zuhörer.

Einer dieser, ein Verehrer des Herrn Kerr, schreibt mir nun, mit Angabe der Telephonnummer, von der ich aber keinen Gebrauch gemacht habe:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Man kann ein Verehrer Alfred Kerrs sein — und trotzdem Ihre Arbeit achten Ich bin solch merkwürdiges Individuum. *[Stürmische Heiterkeit]* Ich bitte Sie daher, an Ihrem nächsten Abend

die gegen Kerr gestern erhobenen Vorwürfe zu beweisen und zweitens sich darüber zu äußern, warum Sie die Klage gegen Kerr zurückgezogen haben. (Sie wollen doch selbst verklagt werden.)

Daß hierin kein Widerspruch gelegen ist und daß ich trotz voraussichtlicher Verurteilung in Berlin lieber geklagt sein als klagen will, glaube ich letzthin schon auffassungsfähigeren Hörern gesagt zu haben. Auch die Gründe angedeutet zu haben, warum ich die Klage gegen Herrn Kerr — zugleich mit der Zurückziehung seiner Klage gegen mich — zurückgezogen habe. Was den anderen Wunsch des Briefschreibers betrifft, so kann er nicht so leicht erfüllt werden wie der der Konzertdirektion. Beweise habe ich vor Gericht zu führen. Da ich aber vermutlich noch weitere dreißig Jahre die Fackel herausgeben werde, ehe mir diese Gelegenheit von Herrn Kerr gewährt werden wird *[Zustimmung]* so werde ich natürlich die Beweise schon in der Fackel führen, in deren Forum ich doch eben den ganzen Fall retten wollte, als ich ihn der Judikatur entzog. Nur muß ich die Ungeduld der Verehrerschaft des Herrn Kerr auf das übernächste Heft der Fackel vertrösten. Bis dahin ist beiweitem keine so lange Frist als jene, auf die mich Herr Kerr bis zur endlichen Austragung meiner Klagesache anweisen wollte. Im nächsten Heft der Fackel bin ich hauptsächlich mit einer andern Persönlichkeit beschäftigt, die zu beleidigen mir nicht gelingen will, gleichfalls einer prominenten Stelle der Presse, einem Originalmitarbeiter des Neuen Wiener Journals, nämlich dem Polizeipräsidenten von Wien *[Stürmische Heiterkeit]*. Was nun die Beweise betrifft, die ich wegen ihres ungeheuren Umfangs beim besten Willen nicht im mündlichen Vortrag abwickeln könnte — sie würden dessen Rahmen sprengen —, so erkläre ich schon jetzt, daß sie fast ausschließlich von Herrn Kerr selbst bereitgestellt sein werden, wenngleich nicht in seiner Eigenschaft als deutschnationaler Patriot. Sie sind in diesen eigenhändig verfaßten Schriftsätzen des Herrn Kerr enthalten *(vorweisend)*, in Manuskripten, für die der Verlag Rowohlt viel Honorar zahlen würde und die ich völlig kostenlos erworben habe. Da der Autor ohne Zweifel Abschriften besitzt, so würde ich ihm raten,

Prävenire zu spielen und es zu riskieren, diese Schriftsätze selbst zu veröffentlichen. Ich glaube aber nicht, daß er es tun wird. Der Besitz dieser Werke ist der Erfolg meines erledigten Prozesses, in welchem ich Kläger war. Um dieser Beute willen hätte ich hundert Prozesse angestrengt und hundert zurückgezogen. Daß Herr Kerr es nicht wagen wird, diese Beute, die ich ihm hiemit ausdrücklich anbiete, als sein geistiges Gut zu reklamieren und der geistigen Welt Deutschlands zu präsentieren, davon bin ich überzeugt. Er hat bloß die kleine Notiz gewagt, die er gestern unter der dürftigen Spitzmarke »Glossenzettel« in seine schon bekannte Rubrik »Die faden Fehden« eingereiht hat. Dieser bescheidene Titel, der von dem geringen Maß polemischen Selbstvertrauens des Herrn Kerr Zeugnis gibt, wird, was den Partner der Fehde betrifft, kaum zu halten sein. Denn ich will schon dafür sorgen, daß die reichsdeutschen Leser, ja selbst die Verehrer des Herrn Kerr auf die Kosten der Unterhaltung kommen! Herr Kerr, dessen Polemiken seit Jahrzehnten anerkanntermaßen an Kraft gewinnen, wenn sie wortwörtlich von mir übernommen werden *[Großer Beifall]*, schreibt (Berliner Tageblatt, Abendausgabe 29. März):

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne ~~seinen~~ Namen nicht: um ihn zu ärgern) hat in einer »Vorlesung« unsaubere Beschimpfungen wider mich versucht. (Wer glaubt ihm?) *[Stürmische Unterbrechung. Das Auditorium ruft: Alle!]*

Dies die Tatbestandsaufnahme, die Herr Kerr sichtlich nicht für eine Klage wegen Ehrenbeleidigung zu verwenden beabsichtigt. Ich nenne den Namen des Herrn Kerr, ich nannte ihn stets und ich habe den Träger dieses Namens einen Schuft genannt. Die Absicht, ihn zu ärgern, hat mich nicht geleitet, sondern die

F
51

Absicht, die Theatermenschheit von ihm zu befreien. Wer mir glaubt? Ein Saal, der es durch dröhnenden Beifall bezeugt hat. *[Stürmische Zustimmung.]* Und hundert Säle würden mir glauben. Aber das wäre vielleicht nur eine Podiumwirkung, wie ich sie vor Asthmatikern voraushabe. Ich glaube indes, daß mir die geistigen und reinen Leser, die es in Deutschland gibt, glauben werden, wenn sie lesen, was zu schreiben, nein was abzudrucken ich versprochen habe. Herr Kerr wird vor mir satirisch und setzt die Vorlesung, die ich gehalten habe, in Gänsefüßchen. Aber diese Füßchen eines Gänserichs hinken *[Lebhafte Heiterkeit]*, dieses Verziehen eines schlecht gespitzten Mundes ist eine Unwahrhaftigkeit und er weiß, daß er sein Lebtag noch keinen Vortrag erlebt, geschweige denn gehalten hat, der an den von »Pariser Leben« hinanreichen könnte. *[Stürmische Zustimmung.]* Wenn dem Herrn Kerr, den als meinen polemischen Partner sich vorzustellen schon etliche Phantasie erfordert — wenn ihm der Atem ausgeht und ihn selbst der Mangel an Witz, der ihn sonst auszeichnet, im Stiche läßt *[Heiterkeit]*, wenn er in die Situation gerät, die im Theaterjargon »bibbern« heißt, so wird er leger, unbefangen und tut so, als ob ihn die geringfügige Sache gar nicht alterierte. Er schreibt:

> Man soll den faden Fehden einen heiteren Zug abgewinnen. Der Herr war von mir öffentlich ein Verleumder genannt worden. Er erhob Klage. Doch obschon er die Möglichkeit hatte, sie durchzuführen, stand er hochherzig davon ab.

Nein, ganz so schlicht und geradezu verhält sich die Angelegenheit nicht *[Lebhafte Heiterkeit.]* und ich muß den Hörer bitten, zu warten, bis er ein Leser wird, um das ganze Ausmaß dieser Verlogenheit ermessen und entscheiden zu können, ob Herr Kerr mir wirklich die Möglichkeit gelassen hat, die Klage durchzuführen. Die Hochherzigkeit seines eigenen Anwaltes, der den Antrag stellte, Klage und Widerklage gegen einander zu kompensieren, sollte er doch mir nicht nachrühmen! Warum hatte ich geklagt? Worum ging es in diesem Prozeß? Empfand ich es wirklich als Ehrenmakel, daß Herr Kerr mich einen Verleumder genannt hatte? Nein: ich wollte vor der dupierten Öffentlichkeit, der er sich als Pazifisten nach dem Umsturz empfahl, die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung bringen, und daß er so und auch anders könne. Es sei wie es wolle — *[Stürmische Heiterkeit und Applaus]* es war doch so schön. Warum hatte er mich Verleumder genannt? Neben zahllosen blutrünstigen Gedichten, die er in der Scherl'schen Kriegslivree unter dem nom de guerre »Gottlieb« veröffentlicht hatte, habe ich ihm eines, das nicht gräßlicher war als die andern, mit Unrecht zugeschrieben. Das war eine Angelegenheit der tatsächlichen Berichtigung, Herr Kerr zog es vor, von Verleumdung zu sprechen. Warum habe ich meine Klage zurückgezogen? Ich habe meine Klage gegen den Herrn Kerr, wie ich schon neulich selbst enthüllt habe, zurückgezogen — wie Herr Kerr die seine gegen mich, was er zu enthüllen unterläßt —, weil (und das wird gründlich erörtert werden) der Beklagte prompt am Vortag vor jedem, immer wieder durch anderthalb Jahre neu angesetzten Termin einen neuen Schriftsatz überreicht hat, der, strotzend von doloser Fälschung, Verleumdung, Denunziation meines Vaterlandsverrats, doch beantwortet werden mußte, um den ungünstigen Eindruck auf die Richter, den Herr Kerr präparierte, entgegenzuwirken. Ich ging schließlich auf das Anerbieten des Herrn Dr. Wolfgang Heine ein, weil der Prozeß nie zu Ende gegangen wäre und ich die schönen Schriftsätze des Herrn Kerr, von ihm selbst verfaßt, nie freibekommen hätte. Dazu kamen außerordent-

ganz bestimmt den von der Konzertdirektion vorgestellten Rahmen sprengen würde. *[Heiterkeit.]* Ich muß also um Geduld und um etwas Vertrauen bitten, das ich mir ja bei Kerr-Verehrern zugleich mit der Achtung vor meiner Arbeit verdient zu haben glaube. Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen könnte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zu allseitiger Befriedigung und so daß auch Herr Kerr seine ästhetische Freude hat, durchführen werde. Ecco. *[Stürmischer Beifall.]* Leider scheint er nun ganz und gar damit einverstanden, daß die Verweisung der Sache an das literarische Forum, die ich durch Zurückziehung meiner Klage vorgenommen habe, eine endgültige bleibt. Er schließt seine interessante Notiz »Die faden Fehden« mit dem Absatz:

Ich verweise (nicht ungern) auf S. 209 meines Buchs »Es sei, wie es wolle . . .« — wo er gezeichnet ist.

Nämlich ich. Und zwar durch das Verslein vom »Krätzerich«, mit dessen wörtlichem Abdruck ich schon im Jahre 1913 eine Zeichnung besorgt habe, die der Literaturgeschichte angehört. Herr Kerr beruft sich jetzt auf diese Verse, wiewohl er für Gerichtszwecke dieselbe Polemik, die die Affäre Jagow betraf, als einen Exzeß zu entschuldigen versucht hat. Es sei, wie es wolle... *[Stürmische Heiterkeit.]* Diese Verweisung auf S. 209 statt auf das Amtsgericht dürfte für die Verehrer des Herrn Kerr eine herbe Enttäuschung bilden. Denn sie werden sich immerhin sagen, daß es ein großer Unterschied ist, ob »ein Wiener Literat« eine Klage wegen des Wortes »Verleumder« in Berlin zurückzieht oder ob der Führer des Berliner Geisteslebens die Bezeichnung »Schuft«, gefallen in mündlichem Vortrag vor Berliner Hörern, auf sich sitzen läßt. *[Stürmischer Beifall.]* Wie? das Wort Schuft, das eine bestimmte unehrenhafte Gesinnung bezeichnet, sollte in die Kategorie der unsauberen Beschimpfungen gehören? Und um diesen entgegenzutreten, beruft sich einer darauf, daß er mich einen Krätzerich genannt hat und dergleichen mehr? Aber seit wann ist das gute deutsche Sprichwort: Der größte Schuft im Land ist und bleibt der Denunziant eine Ungebühr und nicht eine der ethischen Gerechtsame gemäße Stigmatisierung? Beweise zu erbringen bin ich erbötig — könnte ich es nicht, wäre ich ein Schuft! Nur muß man etwas Geduld haben. Vor einem Berliner Gericht erbringe ich die Beweise morgen — vor dem literarischen Forum dauerts noch eine Weile.

Denn ich muß bitten, zu bedenken, daß ich wahrscheinlich der am meisten, wenngleich am erfolglosesten beschäftigte Schriftsteller in deutscher Sprache bin. Ich bin gegenwärtig zum Beispiel mit der Zurückführung des Bekessy nach Wien beschäftigt *[Lebhafte Heiterkeit]*, weil ich erkannt habe, daß es gegen die unüberwindlichen Mächte des österreichischen Bürgertums zwischen Hakenkreuz und Kurszettel, gegen die Schober, Benedikt und Sieghart angesichts des Versagens der revolutionären Drohung keine andere Zuchtrute gibt als den Erpresser, welchen ich aus der vorgestellten Welt einer den Krieg überlebenden Sittlichkeit vertrieben habe und den ich zurückrufen muß, auf die Gefahr hin, daß, wenn es gelingt, man wieder sagen wird, es sei das Verdienst der österreichischen Sozialdemokratie. *[Heiterkeit.]* Dieses Problem ist der Inhalt meines neuen Dramas, des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen«, das bald erscheinen wird und aus dem ich Ihnen gern einmal den dritten Akt vorgelesen hätte. Nebst der Eröffnung vieler künstlerischen Welten, vor allem der des göttlichen Offenbach, nebst Sprachlehre und allem was mir der Tag zuträgt, kämpfe ich zur Zeit auch gegen die Vaterländischen Verbände in Bayern, die eine Erklärung in der nationalistischen Presse erlassen hatten, mein »Traumstück«, das ich heute lesen werde, von der mutigen »Jungen Bühne« in München aufgeführt, sei die gemeinste Verhöhnung des toten Frontkämpfers. Ich kämpfe gegen die Macht des Troglodytentums, die immerhin den klaren Fall der Umsetzung des Totschlags in Druckerschwärze und der verkehrten Möglichkeit vorstellt. Doch immer wieder gegen die gefährlichere Macht eines halbschlächtigen Intellektualismus, der sich in Österreich wie in Deutschland, also überall dort, wo schlechtes Deutsch geschrieben wird, nicht scheut, sich jener Hilfe gegen mich zu bedienen. Totschlagen und Totschweigen — zu jenem zu feig, hoffen sie doch alle, mit diesem mich aus ihrer Welt zu schaffen. Ich habe das Gefühl, daß ich all diese Abwehr, alle diese Kämpfe, wenngleich nicht mit größerem praktischen Gelingen, so doch bei größerer Teilnahme beherzter Zeugen in Deutschland durchführen könnte, und es ist nicht unmöglich, daß ich, wenn mein dreißigjähriger Krieg gegen die österreichische Bourgeoisie aller Rassen, äußerlich völlig erfolglos, termingemäß abgeschlossen sein wird, hieher übersiedle *[Langanhaltender Beifall]*, um hier im Sinne der Erwartung meines toten Freundes und Kampfgenossen Frank Wedekind, das grauenhafte Philisterium, das sich des Theaterwesens unter der Maske zeitfortschrittlicher Ideen bemächtigt hat, zu bestreiten. Er hat mich im Gegensatz zu Herrn Alfred Kerr, der mich einen »kleinen mießen Verleumder« nennt und wie alle großbürgerlichen Journalisten und alle vor mir wehrlosen Machtzitterer auf die Fackel als auf ein »Blättchen« hinweist, als den »mutigsten Kämpfer Österreichs« apostrophiert, der »als Ethiker unter den Geistern der Welt für sittliche Werte kämpft, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann«. Er hat von mir gesagt, ich »wäre der erste, der

dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert«, und daß »die deutsche Bühne nur darauf wartet, mich mit offenen Armen zu bewillkommnen«.

So beglaubigt, erkläre ich, daß ich als diesen Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit nicht den Weg derer um Piscator erkennen kann. Ich wurde gebeten, meinen Aufsatz »Mein Vorurteil gegen Piscator« vorzulesen. Ich kann es nicht tun, weil dieses Vorurteil von neuen Eindrücken überholt ist. Ich habe »Hoppla, wir leben« gesehen und ich sage, daß wir so auf dem Theater nicht weiter leben werden, hoppla! *[Stürmische Zustimmung.]* Den Schlußruf »Man muß es ändern« mache ich mir zu eigen — ganz wie sich Herr Piscator meine »Letzten Tage der Menschheit« zu eigen gemacht hat und wie er sie wahrscheinlich ändern würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß dieses Werk dem Stil des Theaters der Gegenwart entspreche, ja irgendetwas mit dem Theater zu schaffen habe. Jetzt weiß ich wenigstens, daß der Begriff der »Dramatisierung des Dokumentarischen«, den diese Leute haben, von mir bezogen und auf das grausam Schändlichste kompromittiert ist. Ich bewundere ihre Fertigkeit, den Dilettantismus, über den man in so reichem Maße verfügt, zugleich auf vier Szenen zu verteilen: rechts, links, oben und unten Dilettanten, und dazwischen die Wunder der Technik abgeklappert, die mit dem Theater überhaupt nichts zu tun haben. Aber die Arrangeure wollen ja mit dem Theater nichts gemein haben und hoffen, die Naturkräfte seines Raumes durch das Vorzeigen vergrößerter Zeitungsnotizen besiegen zu können. Als ob sich mit solchen Demonstrationen auch nur eine Beeinflußung des Massenbewußtseins im Sinne einer Versammlungswirkung erzielen ließe! Als ob mehr erreicht wäre, als daß tausend einzelne das Dokument dem Sekundengedächtnis einverleiben. Kläglicheres, Kleinbürgerlicheres, geistig Konterrevolutionäreres als diese Theaterspielerei in Text und Wiedergabe, mit kleinen Chargen und großem Gebrülle, als diese Entehrung des Kriegsleids durch die Zitierung vor die Seelen des Kurfürstendamms; gesinnungsmäßig Niedrigeres als diesen Kunstbetrieb einer Weltrevolution unter der Ägide von Katz und Katzenellenbogen hat die weite Welt nicht erlebt *[Stürmische Zustimmung]*, und es ist ganz in Ordnung, daß damit zwischen Newyork und Moskau gereist werden wird.

Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Mohr denselben Rhythmus hatten. Jener:

Phonographische Nachbildung des Ausbruchs:

Menschen — Menschen — falsche — heuchlerische — Krokodilbrut. Ihre Augen sind Wasser . . . . Küsse auf den Lippen — Schwerter im Busen . . . . Bosheit hab ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt. Aber — wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird — so fange Feuer männliche Gelassenheit, verwildere zum Tiger sanftmütiges Lamm, und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimm und Verderben. *[Große Heiterkeit.]* Franz jedoch:

Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts:

Da hört' ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsens — Gnäde — Gnäde — jedem — Sünder — der Erde — und des Abgrunds — du — allein — bist — verworfen. Nun warum lachst du nicht? *[Stürmische Heiterkeit]*

Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? *[Stürmische Heiterkeit]*

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girls unaufhörlich in die Feststellung fixieren *[phonographisch]*: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! Was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbewegt läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige Teilnahmslosigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr befohlen hat. Lange wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Ausweg in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden

Hier fehlt im Schluße das Klischee vom »nicht endenwollenden Beifall«, der auch am letzten Abend jeder Nennung des populären Namens zuteil wurde wie insbesondere — schon bei der Anführung des Titels — dem Vorwort zu meinem Plagiat »Apokalypse«:

Ich spreche nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johannis ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, war zunächst ohne Angabe der Quelle Ehrensteins erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo .... Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mitzuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: ›Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?‹)

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung, und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

*

Am Schluße fehlt das Klischee vom »nicht endenwollenden Beifall«, der auch am letzten Abend jeder Nennung des populären Namens zuteil wurde wie insbesondere — und schon bei der Anführung des Titels — dem Vorwort zu meinem Plagiat »Apokalypse«:

Ich spreche nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johannis ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, war zunächst ohne Angabe der Quelle Ehrensteins erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo .... Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mitzuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: »Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?«)

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung, und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

*

Zu der in Berlin schon ein geflügeltes Wort gewordenen Frage »Wer glaubt ihm?« schreibt ein Berliner Hörer:

— — denn der größte Teil der Presse verwahrt sich dagegen, ihrem »prominentesten« Mitglied eine unangenehme Antwort vorzulegen; jener kleine Teil aber, der ihm gern einmal eins auswischen möchte, steht hier in einer Front mit ihm gegen einen gemeinsamen Feind, den leibhaftigen Satan Nichtgenanntsollerwerden! Von so sicherem Port läßt sich gemächlich fragen, und vollends verständlich wird der Mut, den Herr Kerr für seine Frage aufbringt, wenn eine Konzertdirektion aus Angst vor dem drohenden Preßrevolver sich anstrengt, auch die gesprochene Antwort zu verhüten. Doch diese Antwort ließ sich nicht unterdrücken. Wer ihm glaubt? Die Befragten im Schwechtensaal riefen: »Alle!« Daß zu diesem Bekenntnis mehr Mut gehört als zur Frage, wird Herrn Kerr einleuchten, wenn er erwägt, daß sich unter den Rufern viele Kampfgenossen befinden, die sich unter ihrem Wortführer Alfred Kerr pazifistisch und revolutionär betätigen, infolgedessen also gewärtig sein müssen, vom patriotischen Spitzel Alfred Kerr wegen Landesverrats denunziert zu werden! »Überrascht Sie denn das beim Kerr?« fragte mich ein bekannter Publizist, als er sah, in welche Erregung mich die Enthüllung versetzt hatte. So sieht die Meinung über Herrn Kerr aus! Wohl hätte auch ich ihm die Schufterei zugetraut, die Vertrotzelung aber, mit der er sich entblößt hat, schien mir über das Maß dessen hinauszugehen, was selbst in einem afghanischen Herzogtum die Polizei erlaubt, was jedoch der revolutionäre Pazifismus noch lange nicht erlauben darf, wenn er vor Schändung ~~bewahrt~~ bewahrt werden will! Jener Publizist entgegnete mir: »Wer nimmt einen Hanswurst denn so ernst!« Dieser Schnuppestandpunkt ~~etwa~~ ist es, der es einem Hanswurst ermöglicht, uns dadurch zu kompromittieren, daß er, ohne durch Narrenkappe und Eselsohren gekennzeichnet zu sein, auf dem Führersitz das Narrenszepter schwingen darf. Gewiß beweist die Art, wie er auf die Enthüllung reagiert hat, daß er endgültig darauf verzichtet, ernstgenommen zu werden, ja daß er sich selbst nicht ernstnimmt, wenn er die Vorlesung in Gänsefüßchen setzt und den Wiener Literaten nicht nennen will, um ihn zu ärgern. Das Niveau seiner »Polemik« zeigt aber auch, daß es bei ihm nicht einmal zum Hanswurst langt, und daß der revolutionäre Pazifismus, wenn er sich schon unbedingt einen dummen Aujust leisten zu müssen glaubt, hier gewiß nichts zu lagen hat!

Zu der in Berlin schon ein geflügeltes Wort gewordenen Frage »Wer glaubt ihm?« gibt ein Berliner Hörer den folgenden Situationsbericht:

Berlin-Halensee, 10. IV.

— — Denn der größte Teil der Presse verwahrt sich dagegen, ihrem »prominentesten« Mitglied eine unangenehme Antwort vorzulegen; jener kleine Teil aber, der ihm gern einmal eins auswischen möchte, steht hier in einer Front mit ihm gegen einen gemeinsamen Feind, den leibhaftigen Satan Nichtgenanntsollerwerden! Von so sicherem Port läßt sich gemächlich fragen, und vollends verständlich wird der Mut, den Herr Kerr für seine Frage aufbringt, wenn eine Konzertdirektion aus Angst vor dem drohenden Preßrevolver sich anstrengt, auch die gesprochene Antwort zu verhüten. Doch diese Antwort ließ sich nicht unterdrücken. Wer ihm glaubt? Die Befragten im Schwechtensaal riefen: »Alle!« Daß zu diesem Bekenntnis mehr Mut gehört als zur Frage, wird Herrn Kerr einleuchten, wenn er erwägt, daß sich unter den Rufern viele Kampfgenossen befinden, die sich unter ihrem Wortführer Alfred Kerr pazifistisch und revolutionär betätigen, infolgedessen also gewärtig sein müssen, vom patriotischen Spitzel Alfred Kerr wegen Landesverrats denunziert zu werden! »Überrascht Sie denn das beim Kerr?« fragte mich ein bekannter Publizist, als er sah, in welche Erregung mich die Enthüllung versetzt hatte. So sieht die Meinung über Herrn Kerr aus! Wohl hätte auch ich ihm die Schufterei zugetraut, die Vertrottelung aber, mit der er sich entblößt hat, schien mir über das Maß dessen hinauszugehen, was selbst in einem afghanischen Herzogtum die Polizei erlaubt, was jedoch der revolutionäre Pazifismus noch lange nicht erlauben darf, wenn er vor Schändung bewahrt werden will! Jener Publizist entgegnete mir: »Wer nimmt einen Hanswurst denn so ernst?« Dieser Schnuppestandpunkt eben ist es, der es einem Hanswurst ermöglicht, uns dadurch zu kompromittieren, daß er, ohne durch Narrenkappe und Eselsohren gekennzeichnet zu sein, auf dem Führersitz das Narrenszepter schwingen darf. Gewiß beweist die Art, wie er auf die Enthüllung reagiert hat, daß er endgültig darauf verzichtet, ernstgenommen zu werden, ja daß er sich selbst nicht ernstnimmt, wenn er die Vorlesung in Gänsefüßchen setzt und den Wiener Literaten nicht nennen will, um ihn zu ärgern. Das Niveau seiner »Polemik« zeigt aber auch, daß es bei ihm nicht einmal zum Hanswurst langt, und daß der revolutionäre Pazifismus, wenn er sich schon unbedingt einen dummen Aujust leisten zu müssen glaubt, hier gewiß nichts zu lachen hat!

*

Kerr hat also, da die Antwort vom 29. März in Berlin als zu bescheiden empfunden wurde, aufgefrischt von seinen Wiener Penbrüdern, die ihn als Tänzerich der Frau Niese zugesellt hatten, Atem geholt, um etwas Kräftigeres zu tun. Der Glossenzettel, vor der Abreise hingeworfen, war nichts, es staunte der Fachmann und der Kerr-Verehrer wunderte sich, aber nun, nach der Rückkehr, wurde ihm wohl die Tragweite dessen gegenwärtig, was sich inzwischen begeben hatte. So ~~ließ~~ er denn am 12. April im Berliner Tageblatt »Steile Strophen« erscheinen, in der Hoffnung, daß ich da nicht mehr mit hinaufkommen und daß nun für alle Zeit Ruhe sein werde. ~~Nach einem~~ »Sang eines Verliebten«, worin er ~~sich~~ ein rüstiger Sechziger, ~~an das süße Bein eines Mägdleins hängt und an diesem sterben wird~~, folgt ein scheinbarer Kontrast, der aber von weit tieferer Brunst zeugt und erkennen läßt, an welchem Bein er in Wahrheit zu sterben Aussicht hat. Da ich in ~~jedlichen~~ Dingen keine Prüderie kenne und grausam wie ich bin, drucke ich es ab:

Der Polemist.

I.

Wenn ich diesen Burschen lese,
Mahnt mich immer was an Käse.
Wie er schabt und wie er schuftet,
Silben dreht und Worte klaubt,
Wie er schweißverweslich duftet,
Wie er glubscht, ob man ihm glaubt.
Wie er mistet, rabulistet!
(Allemal
Stellt das Krupp:e:ig sich »entrüstet
Aus Moral«.
Sittlich die Empörungsmiene.
Polemistviech mit Routine).

II.

Sätze pflücken, Sinn verrücken,
Fetzen fälschen, Finten fudeln,
Letzte Journalistentücken
Mit dem Brustton eines Edeln.
Winkelanwalt, Kniffgruppierer.
Täuschen ist sein Tagewerk.
Ehrenschänder, Schmähschriftschmierer,
Aufgeblähter Jammerzwerg.
Auf spottbilligen Gebieten
An dem kleinsten Auswuchs klebt er.
Parasit an Parasiten
(Darin lebt er; davon lebt er.)
Firm in fälschender Gemeinheit,
Schmierian wie eh und je,
Kämpferich für Recht und Reinheit
Mit dem Dreh.
Schwindelschwätzer | »u« für »x«.
Richterpose; Gaunertricks.
Eine pathosmieße, fette,
Krüppelkrumme, lügenlahme,
Kleine Querulantenklette
Mit dem Hunger nach Reklame.

III.

Ohne Hemmung, ohne Störung,
Täuscht und arrangschiert er plump.
Immer Brustton der Empörung: —
Ein »gerechter« Lump.

IV.

Düfte dringen, Lügen klingen . . .
Lächelnd ruft man dann und wann
Götz von Berlichingen
An.

Hier erhebt sich vor allem die Frage, ob er denn gar niemanden hat, der ihn berät und der ihn von Schritten, die ins Verderben führen, abhalten würde. In redaktionellen Kreisen besteht naturgemäß kein Gefühl für Verantwortung und dort wird man ihm die technischen Möglichkeiten, einen Ausbruch der Besinnungslosigkeit vor das Publikum gelangen zu lassen, weit lieber öffnen als sperren. Aber die Familie müßte ihr Veto einlegen und selbst der unverwundene Groll zurücktreten, wenn es gilt, einen Schwiegersohn im Jubeljahre vor heilloser Schädigung des Ansehens zu bewahren. Es ist ohne Zweifel eine der tragischesten Angelegenheiten der Literatur und ich muß sagen, daß der Zustand, in dem sich ~~dieser Kerl~~ chronisch seit Jahrzehnten, akut seit Wochen befindet, setzt mir, dem Schuldtragenden, Mitleid einflößt, so daß ich schwanke, ob ich von der stärkeren Kraft, die mir gegeben ist, Gebrauch machen soll: ihn abzudrucken. Wenn sein Blatt es schon getan hat, darf darum auch ich es tun? So greulich der Verblendete mein Bild zeichnet, ich habe, bewundert viel und viel gescholten, doch manches mit der Helena gemein:

> Das Übel, das ich brachte, darf ich nicht
> Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
> Verfolgt mich, überall der Männer Busen
> So zu betören, daß sie weder sich
> Noch sonst ein Würdiges verschonten . . . .
> Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
> Nun dreifach, vierfach bring ich Not auf Not.

Ich dürfte es nicht und die ~~Schonung des~~ Kranken hätte der polemischen Lust Einhalt zu tun, wenn nicht wieder die Pflicht ~~den Vorrang hätte~~, eben an solchem Fall die Möglichkeit des journalistischen Betriebs darzustellen und eine Unverantwortlichkeit, wie sie wohl in keinem andern sozialen Beruf denkbar wäre. Darum muß ich mich des schönen Vorrechtes einer Humanität begeben, die mich darauf verzichten ließe, ihn ~~abzudrucken~~. Denn das ist ja der ungeheure, ihm bei aller Gesinnungslosigkeit tief bewußte Unterschied zwischen uns beiden, daß ich ihn nur wortgetreu zu zitieren brauche, um ihm wehe zu tun, während er nicht ein polemisches Wort von mir übernehmen könnte, ohne ~~sich~~ gleichfalls zu schaden. Er weiß ja ganz genau, daß ich weder jemals in einem anderen Falle noch insbesondere in dem seinen »fälschen«, »täuschen«, »gruppieren«, »arrangieren« mußte, um der stärksten Wirkung sicher zu sein; daß wenn je der schlichte Nachdruck eines Angriffes gegen mich für den Angreifer schmerzlich, so in seinem Falle tödlich war, und das eben ist es ja, was ihn zur Raserei, zu immer neuen Exzessen treibt und zu Selbstmorden, die längst schon überflüssig sind und vom Verblichenen nur mehr in effigie vorgenommen werden. Denn in der Journalistik kann man ja, wenn ich die Todesursache bin, auf diese Art seine Existenz fristen. Wie sie sich alle zu entschädigen suchen, indem sie ihre Minusse mir aufdisputieren!

> War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
> Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Ich weiß nicht, ob dieser Kerr just der ~~Ansicht~~ ist, der »sich inbrünstig noch zu mir gesellte«. Aber ich weiß, daß er eine der üppigsten Haßbuhlschaften vorstellt, die mir auf meinem verschlungenen Pfad zugestoßen sind. Und sicher ist er der Lynkeus, der mich ja auch in »Es sei, wie es wolle . . .« gezeichnet hat. Oft noch wird er vor mir zu Versen hingerissen sein, Schätze zu meinen Füßen herbeischleppen, Kisten voll Invektiven, die alle nur verkehrte Liebespfänder sind. Nun, ich schwinde nicht Helenen gleich hin, mir selbst zum Idol werdend, ~~aber~~ ich muß doch eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Monument haben, ~~welches~~ seit undenklichen Zeiten mit steinerner Gelassenheit allerlei Notdurft ~~in~~ Exhibitionismus über sich ergehen läßt, aber die lebendige Kraft hat, die an ihm vermerkten Pissoirinschriften ~~ins rechte Licht~~ zu ~~ficken~~, damit sie nur ja alle Vorbeigehenden lesen können. Ich habe die Empfindung, daß das zum Monument gehört und erst in gegenseitiger Verewigung das wahre Bild zustandekommt, das die Nachwelt von dieser Gegenwart empfangen wird. So werde ich immer wieder Verse abdrucken, die, wenn der Verfasser zu sich kommt, von ihm ganz bestimmt eher in die Kategorie der »unsauberen Beschimpfungen« gerückt werden als die ehrliche Bezeichnung »Schuft«, für die ich doch mit aller besonnenen Sachlichkeit Beweise in Aussicht gestellt habe. Mit Kruppzeug und Polemistviech, mit dem ~~Selbstbetrug~~, daß ich fett und krüppelkrumm sei, ist dagegen doch nicht aufzukommen und der unverwüstliche Götz von Berlichingen dürfte ~~zunächst~~ wohl mit der eisernen Hand in einen Angsttraum ~~gelangt haben~~. Herr Kerr will der Welt einreden, er glaube, daß meine Prosa ihm die Vorstellung unappetitlichster Körperlichkeit vermittelt habe, aber der Vortrag der Briefarie Metallas, von Wedekinds Andacht unterm Apfelbaum und vieles andere, das ihn von seiner ~~Fiktion~~ befreien könnte, wäre ja als Kunstleistung schon ein Wunder, wenn es der Region von Käse und »Schweißverweslichem« entstammte. Damit ist's also nichts, alles nur Angstschrei eines Getroffenen, der vor dem entscheidenden Schlag ~~zittert~~, nichts als wirklich »Versuch« unsauberer Beschimpfungen, zu absolutem Mißlingen verurteilt, an und für sich und umsomehr vor der unbeirrbaren Nüchternheit, mit der ich in medias res einer brüchigen Reputation eingreife. Freilich wird in der Psychiatrie der Fall nicht häufig ~~vorkommen~~, daß die Angst des Schuldbewußtseins zwischen den Lauten der

Tobsucht noch die handfeste Lüge ~~ermöglicht~~, die auf uneingeweihte Hörer als die Aussage des Kenners wirkt. Herr Kerr weiß den Lesern des Berliner Tageblatts, welches trotz dringender Bewerbung noch keine Annonce des Verlags meiner Bücher erlangt hat, zu erzählen, daß »Hunger nach Reklame« mein hervorstechendster Wesenszug sei. Vermutlich habe ich ~~ihn~~ in den Tagen, da Herr Kerr sich vom Wiener Penklub fetieren ließ, durch die Abmachung gefröhnt, daß Karten an die Berliner Presse selbst auf Bitten nicht ausgegeben, keine Bilder des Vortragenden ausgestellt werden dürfen und was dergleichen »Gaunertriks« mehr sind, durch die ich mich schon seit so vielen Jahren der öffentlichen Beachtung aufdrängen ~~suche~~. Es ist ja gewiß nicht undenkbar, daß sich auf psychoanalytisch eine Möglichkeit herstellen lassen wird, ~~aus~~ der noch nicht dagewesenen Konsequenz, wie das Werk der Fackel die legitimste Verbindung mit der bürgerlichen Welt ausschaltet, ~~aus~~ der Völlerei in Nichtreklame den Hunger nach Reklame abzuleiten. Aber ein sittlicher Vorwurf könnte diesen doch nur treffen, wenn er entgegen dem puritanischen Schein auch nur in einem einzigen Fall positiv in Erscheinung getreten wäre und etwa der nachweisbare Refus ihn zu einer Mißbildung des Urteils geführt hätte. Daß ich meinen Hunger nach Reklame auf die ~~zivil~~ste Art stillen könnte, wenn ich Freikarten und Rezensionsexemplare abgäbe, müßte sich eigentlich auch ein Schwachkopf denken. Aber ward je meine Definition Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat, erfüllt, so im Fall dieses Kerr, und wie keinem andern Fall entstammt diesem die grauenvolle Erkenntnis, daß es die Einrichtung der Tagespresse der Privatwut, welche doch die unpublizistischeste Sache von der Welt ist, ermöglicht, sich als sittliches und geistiges Werturteil vor dieser zu gehaben. Wenn die Druckleger nur wenigstens ahnten, wie sehr es meiner öffentlichen Angelegenheit mein Amt der Kulturkritik, ~~den Fall~~ darzustellen, ~~wo~~ die Unverantwortlichkeit der Unzurechnungsfähigkeit nicht in die Arme fiel, sondern ihr, weil ich das Objekt ~~bin~~, Vorschub geleistet hat. Ist der ~~Anfall~~, der wie alle Orgien der Haßliebe endet, vorbei, muß das Bewußtwerden der verschlechterten Situation etwas Fuchtbares sein. Ich glaube, dieser Kerr leidet mehr an mir als je einer in der langen Reihe meiner pervertierten Verehrer an mir gelitten hat, und er ist ~~just~~ nicht einer der jüngsten. Dergleichen kann nur weiterleben durch das Morphium

einer Verhäßlichung meines Bildes, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entfaltet vor eben den Lesern, um deren Glauben sie ringen. Der arme Teufel weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß gegeben hat. Er hat dann erfahren, daß eine geistige Hinrichtung Demonstrationen des Enthusiasmus und des Abscheues, wie sie noch nie in einem Saal erlebt wurden, entfesselt hat. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendammes nicht mehr entschädigen können. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch«, über deren häufige Wiederholung sich der Akteur in einem Schriftsatz beklagt, wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, bis zum Ecco jeder Zeile unterbrochen, schon beim Spitzen des Mündchens der Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Oranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, für ihn unwiederbringlich zu Ende sind. Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den folgenden Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Aber zum Glück beginnen sich doch schon die Leute dort zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde eines Menschen, der als Theaterkritik jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, und der Autor des Kriminalromans von Schriftsätzen ist, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll erkennen, auf wen die Bezeichnung paßt. Ehrenschändung — woher denn? Mit dem Wert Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe; ecco.

Wird der Befund als unerträglich gefühlt, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen des Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht fehlen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Prozeßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühle die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgien stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihm ließ, weil man dort eben seiner kriegsdichterischen Wirksamkeit mehr Kredit entgegenbringt als seiner

pazifistisch-revolutionären Gesinnung. In Wien, wo einem diese wie jene stagelgrün aufliegt, wurde Herr Kerr gleichfalls von prominenten Landsleuten Dürers gefeiert, an deren Spitze sich Herr Felix Salten befand, und nach dem Bericht des Neuen Wiener Journals hat das geistige Wien, in welchem man Castiglioni bemerkte, dargetan, »wie sehr es den Dichter und schöpferischen Kritiker Alfred Kerr verehrt und liebt«. Salten hielt eine Ansprache, worin er Kerr »als einen zielbewußten geistigen Führer durch die Wirrnis der Zeit grüßte«, als Schöpfer einer neuen Prosa, nicht ohne deren Musik mit Beethoven und Schubert zu verknüpfen, worauf Frau Niese das Fiakerlied sang. So daß abschließend bemerkt werden dürfte:

Der Verlauf des glanzvollen Abends konnte Präsident Salten für seine opferwillige Mühe um die Entwicklung des Penklubs die Genugtuung geben, daß dieser zu einem Zentrum der geistigen Welt Wiens geworden ist.

Das ist gewiß viel und daß der Ehrengast der Schöpfer einer neuen Prosa ist, weiß man selbst wenn man nicht das Feuilleton gelesen hat, worin er seinen Stil als bildstark, schlagend, mittagshell rechtfertigt und das mit dem Absatz schließt:

V.

Hullóh! Hullóh-Hullóooh!!

Aber man darf doch nicht vergessen, daß Präsident Salten ehedem Toaste zu Ehren eines andern zielbewußten geistigen Führers durch die Wirrnis der Zeit gehalten hat, nämlich des Herrn Bekessy, und es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß er pünktlich dem Manne die Honeurs macht, mit dem ich für Berlin etwas Ähnliches abgebe wie mit jenem für Wien. Ich weiß, die Honorationen des Schrifttums tragen jetzt den von mir verliehenen Titel Schuft wie weiland den eines kaiserlichen Rats. Nun, ich habe nicht die Absicht, Herrn Salten aus Wien zu vertreiben, sondern im Gegenteil, ihm seinen Bekessy wiederzubringen (was hält Benedikt davon?); aber ich möchte ihm dringend raten, mit Beethoven, Sprache und solchen Begriffen, die jenseits des Kalküls für Film- und Verlagsgeschäfte sind, künftig hauszuhalten. Wenn ich sicher wüßte, daß er den Damokles nicht mit dem Diogenes verwechselt, so würde ich erzählen, daß über seiner Biographie ein Protokoll hängt wie über der des Herrn Kerr Schriftsätze, und daß — nach vergeblichen Versuchen, die gerichtliche Aussage zu vermeiden — in

diesem Protokoll dargestellt ist, wie er dem Bekessy einen Brief Altenbergs, durch den ich herabgesetzt sein soll, zur anonymen Verwendung ausgeliefert hat. Daß sich die beiden rüstigen Sechziger, die es in dumpfer Wut über mein Dasein geworden sind und ihr in Angebereien zum Durchstich verhelfen — daß sie sich zusammengefunden haben, erleichtert mir die Arbeit. Die Theatermenschheit, wenn sie sichs auch nicht laut zu sagen getraut, weiß ganz genau, welches Kaliber in Wien und Berlin das maßgebende Wort über sie zu sprechen hat und mag auch der unmittelbare Erfolg, den die bürgerliche Welt ihrem Todfeind in der gerechtesten Sache nicht überlassen wird, in unabsehbare Ferne gerückt sein, immer lauter wird das Hohngelächter der geistigen Welt über die Beschaffenheit der Leute, die sich als ihre ~~geistigen~~ Führer etabliert haben.

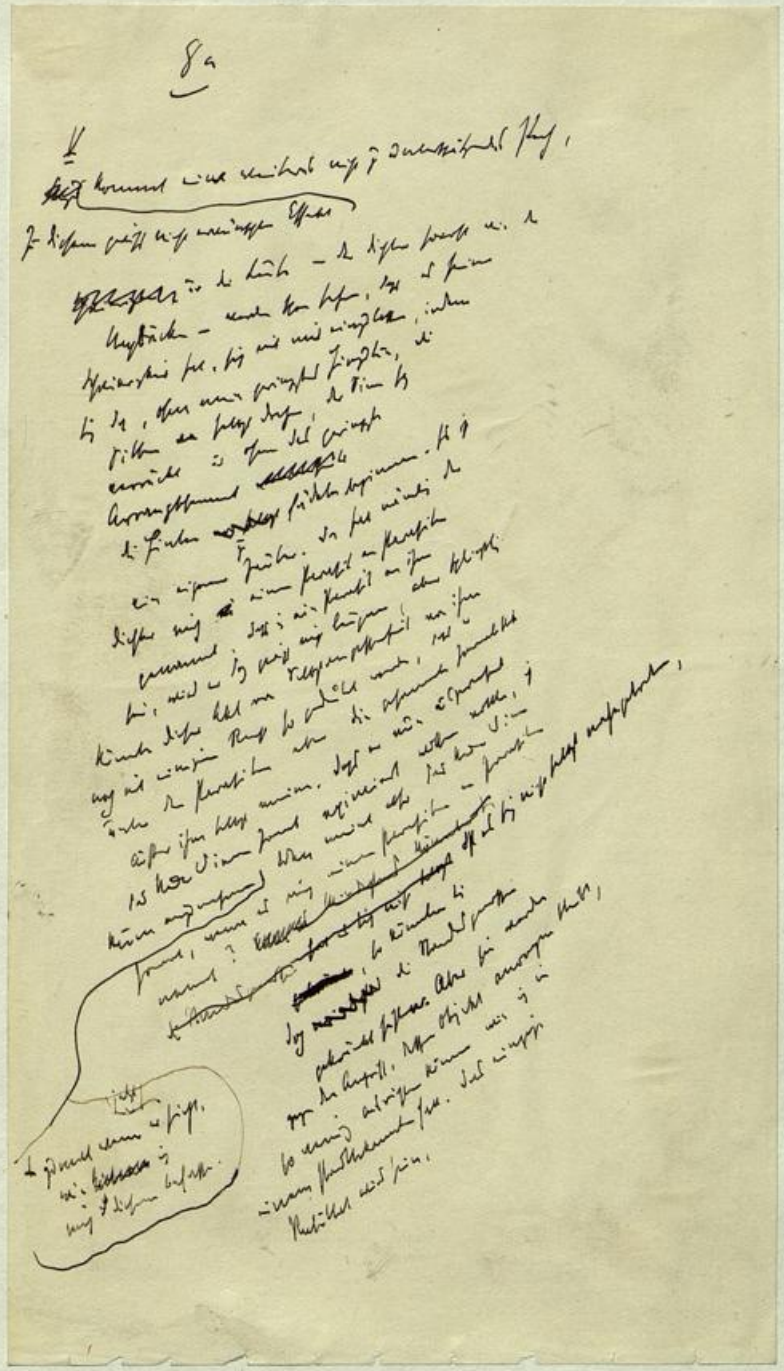
* * *

Das Neue Wiener Journal, das durch den Kampf des Herrn Schober gegen die Massagesalons in finanzielle Bedrängnis zu geraten schien, es sich aber so gerichtet zu haben scheint, daß es die Propaganda für jene mit der für Herrn Schober vereinigen kann, hat ihm durch den prompten Nachdruck der Verse des Herrn Kerr eine kleine Genugtuung bereitet. Nun ergibt sich für mich die Schwierigkeit, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich Kerr oder Lippowitz nachdrucken soll, so daß ich es vorziehe, beide nachzudrucken. ~~Das Neue Wiener Journal hat den~~ Titel »Wen meint Alfred Kerr?« und glaubt die Frage am Schluß stilistisch richtig beantworten zu können:

Mit einem Wort, so ein Polemist ist Alfred Kerr — geradezu krauslich.

Das gibt ein ganz nettes Kapitel zur Sprachlehre. Da man ~~nämlich~~ den Eigennamen nicht sofort als Dativobjekt erkennt, liest man ihn als das Subjekt, als das sich sein Träger ja wirklich durch dieses Gedicht qualifiziert hat, »so ein Polemist« wird zu dem ihm gebührenden Prädikat und die Worte »geradezu krauslich« sind ~~bloß der Ausruf, der~~ sich füglich ~~einstellt~~, wobei nur der Schulbubenwitz »krauslich« ~~etwas~~ an Bedeutung verliert. Die Verhatschung wird ganz und gar dem Eindruck gerecht, daß der Dichter ein Selbstporträt geschaffen hat. ~~Immerhin wird sich nicht verhüten lassen,~~ daß brave Hans, den ich nicht mehr Johann nennen will und der außer Rückert auch »schon Walter von der Vogelweide« zitieren kann und ferner den ihm persönlich bekannten Ozeanflieger Hünefeld, der ihm »drei Bände Gedichte, Kinder seiner Muse« gewidmet hat, nun auch Kerr zitiert. (Natürlich, ohne mich gemeint zu haben.)

* * *



Kerr

Um uns nun alle beisammen zu haben, Kerr, das Neue Wiener und mich, zitiere ich auch etwas. Und zwar aus »Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humors und Satire« von Theodor Haecker:

... Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht, und lügt doch, weil sie ja Zeit hat für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit.... In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen .... entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: semper ego auditor tantum? — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen Karl Kraus geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezedenzien des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des »Gerechten« seines Volkes nach herstellender *göttlicher* Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und und kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer er auch sonst noch sein mag, also z. B. Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt...

Und über Herrn Kerr:

Der Freund zum Satiriker: ... »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Quatis artifex! Der Floh oder Kerr, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergänglichste Bilder zu gestalten!« ...

358.65
113
179
650.65

110
47
249.50
406.50

56
58
266.50
380.50

150
95
328
573

26.20
16.90
17.70
26
16.60
21.90
124.90

368.50
105
432
905.50

225
68
427
720

153
136
437
726

295
175
691.50
1161.50

650.65
406.50
380.50
573
2010.65

905.50
720
726
1161.50
3513

2010.65
3513
5523.65
160
5683.65
124.90
5808.55

2046.65.6
1227.990
8
01

2046.65.4
818660

1227990
818660
2046.65

1228
818.65
2046.65

1228
1227.99
.01

818.66
01

818.66
01
818.65

818.66
01

Kerr hat also, da die Antwort vom 29. März in Berlin als zu bescheiden empfunden wurde, aufgefrischt von seinen Wiener Penbrüdern, die ihn als Tänzerich der Frau Niese zugesellt hatten, Atem geholt, um etwas Kräftigeres zu tun. Der Glossenzettel, vor der Abreise hingeworfen, war nichts, es staunte der Fachmann und der Kerr-Verehrer wunderte sich, aber nun, nach der Rückkehr, wurde ihm wohl die Tragweite dessen gegenwärtig, was sich inzwischen ~~begeben~~ hatte. So läßt er denn am 12. April im Berliner Tageblatt »Steile Strophen« erscheinen, in der Hoffnung, daß ich da nicht mehr mit ~~hinaufkommen~~ und daß nun für alle Zeit Ruhe sein werde. Zuvörderst bietet er den »Sang eines Verliebten«, worin er, ein rüstiger Sechziger, die überraschendsten Leistungen verspricht. Sicher meinte er, daß ich nicht so gewandt im Turnen sei wie er, der da imstande ist:

Und flögst du über Eis und Alp,
Ich häng' mich an dein süßes Bein.

Auch wenn sie nach Feuerland reitet, so will er mitrennen, immer an das Bein gehängt. Mehr als das:

Turnst du zuletzt in den Vesuv,
Ich turne nach,
Ich hinterdrein,
Und sterb' an deinem süßen Bein.

Nun folgt ~~ein scheinbarer~~ Kontrast, der aber von weit tieferer Brunst zeugt und erkennen läßt, an welchem Bein er in Wahrheit zu sterben Aussicht hat. Da ich in erotischen Dingen keine Prüderie kenne, und grausam wie ich bin, drucke ich es ganz und gar ab:

Der Polemist.

I.

Wenn ich diesen Burschen lese,
Mahnt mich immer was an Käse.
Wie er schabt und wie er schuftet,
Silben dreht und Worte klaubt,
Wie er schweißverweslich duftet,
Wie er glubscht, ob man ihm glaubt.
Wie er mistet, rabulistet!
(Allemal
Stellt das Kruppzeug sich »entrüstet
Aus Moral«.
Sittlich die Empörungsmiene.
Polemistviech mit Routine).

II.

Sätze pflücken, Sinn verrücken,
Fetzen fälschen, Finten fädeln,
Letzte Journalistentücken
Mit dem Brustton eines Edeln.
Winkelanwalt, Kniffgruppierer.
Täuschen ist sein Tagewerk.
Ehrenschänder, Schmähschriftschmierer,
Aufgeblähter Jammerzwerg.
Auf spottbilligen Gebieten
An dem kleinsten Auswuchs klebt er.
Parasit an Parasiten.
(Darin lebt er; davon lebt er.)
Firm in fälschender Gemeinheit,
Schmierian wie eh und je,
Kämpferich für Recht und Reinheit
Mit dem Dreh.
Schwindelschwätzer; »u« für »x«.
Richterpose; Gaunertricks.
Eine pathosmieße, fette,
Krüppelkrumme, lügenlahme,
Kleine Querulantenklette
Mit dem Hunger nach Reklame.

III.

Ohne Hemmung, ohne Störung,
Täuscht und arrangschiert er plump.
Immer Brustton der Empörung: —
Ein »gerechter« Lump.

IV.

Düfte dringen, Lügen klingen . . .
Lächelnd ruft man dann und wann
Götz von Berlichingen
An.

Hier erhebt sich vor allem die Frage, ob er denn gar niemanden hat, der ihn berät und der ihn von Schritten, die ins Verderben führen, abhalten würde. In redaktionellen Kreisen besteht naturgemäß kein Gefühl für Verantwortung und dort wird man ihm die technische Möglichkeit, einen Ausbruch der Besinnungslosigkeit vor das Publikum gelangen zu lassen, weit lieber öffnen als sperren. Aber die Familie müßte ihr Veto einlegen und selbst der unverwundene Groll zurücktreten, wenn es doch gilt, einen Schwiegersohn im Jubeljahre vor heilloser Schädigung des Ansehens zu bewahren. Es ist ohne Zweifel eine der tragischesten Angelegenheiten der Literatur und ich muß sagen, daß der Zustand, in dem sich der Mann chronisch seit Jahrzehnten, akut seit ~~Wochen~~ befindet, sebst mir, dem Schuldtragenden, Mitleid einflößt, so daß ich schwanke, ob ich von der stärkeren Kraft, die mir gegeben ist, Gebrauch machen soll: ihn abzudrucken. Wenn sein Blatt es schon getan hat, darf darum auch ich es tun? So greulich der Verblendete mein leibliches Bild zeichnet — vermutlich ohne jemals die eigene Photographie gesehen zu haben —, ich habe, bewundert viel und viel gescholten, doch manches mit der Helena gemein:

> Das Übel, das ich brachte, darf ich nicht
> Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
> Verfolgt mich, überall der Männer Busen
> So zu betören, daß sie weder sich
> Noch sonst ein Würdiges verschonten . . . .
> Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
> Nun dreifach, vierfach bring' ich Not auf Not.

So dürfte ich es nicht und die Rücksicht auf den Kranken hätte der polemischen Lust Einhalt zu tun, wenn nicht wieder die Pflicht geböte, eben an solchem Fall die Möglichkeit des journalistischen Betriebs darzustellen und eine Unverantwortlichkeit, wie sie wohl in keinem andern sozialen Beruf denkbar wäre. Darum muß ich mich des schönen Vorrechts einer Humanität begeben, die mich darauf verzichten ließe, ihn mit Nachdruck zu quälen. Denn das ist ja der ungeheure, ihm bei aller Besinnungslosigkeit tief bewußte Unterschied zwischen uns beiden, daß ich ihn nur wortgetreu zu zitieren brauche, um ihm wehe zu tun, während er nicht ein polemisches Wort von mir übernehmen könnte, ohne gleichfalls Schaden zu nehmen. Er weiß ja ganz genau, daß ich weder jemals in einem anderen Falle noch insbesondere in dem seinen »fälschen«, »täuschen«, »gruppieren«, »arrangschieren« mußte, um der stärksten Wirkung sicher zu sein; daß wenn je der schlichte Nachdruck eines Angriffes gegen mich für den Angreifer schmerzlich, so in seinem Falle tödlich war, und das eben ist es ja, was ihn zur Raserei, zu immer neuen Exzessen treibt und zu Selbstmorden, die längst schon überflüssig sind und vom Verblichenen nur mehr in effigie vorgenommen werden. Denn in der Journalistik kann man ja, wenn ich die Todesursache bin, auf diese Art seine Existenz fristen. Ach, wie sie sich alle zu entschädigen suchen, indem sie ihre Minusse mir aufdisputieren!

> War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
> Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Ich weiß nicht, ob dieser Kerr just der Achill ist, der »sich inbrünstig noch zu mir gesellte«. Aber ich weiß, daß er eine der üppigsten Haßbuhlschaften vorstellt, die mir auf meinem verschlungenen Pfade zugestoßen sind. Und sicher ist er der Lynkeus, der mich ja auch in »Es sei, wie es wolle . . .« gezeichnet hat. Oft noch wird er vor mir zu Versen hingerissen sein, Schätze zu meinen Füßen herbeischleppen, Kisten voll Invektiven, die alle nur verkehrte Liebespfänder sind. Nun, ich schwinde nicht Helenen gleich hin, mir selbst zum Idol werdend, allein ich muß doch eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Monument haben, das seit undenklichen Zeiten mit steinerner Gelassenheit allerlei Notdurft und Exhibitionismus über sich ergehen läßt, aber noch die lebendige Kraft hat, die an ihm vermerkten Pissoirinschriften zu fixieren, damit sie nur ja alle Vorbeigehenden lesen können. Ich habe die Empfindung, daß das zum Monument gehört und erst in gegenseitiger Verewigung das wahre Bild zustandekommt, das die Nachwelt von dieser geistigen Gegenwart empfangen wird. So werde ich immer wieder Verse abdrucken, die, wenn der Verfasser zu sich kommt, von ihm ganz bestimmt eher in die Kategorie der »unsauberen Beschimpfungen« gerückt werden als die ehrliche Bezeichnung »Schuft«, für die ich ~~doch~~ mit aller besonnenen Sachlichkeit Beweise in Aussicht gestellt habe. Mit Kruppzeug und Polemistviech, mit der Illusion, daß ich fett und krüppelkrumm sei, ist dagegen doch nicht aufzukommen und der unverwüstliche Götz von Berlichingen dürfte wohl nicht so sehr in einen Wunschtraum gelangt haben, der nie in Erfüllung gehen wird, als mehr in einen Angsttraum, nämlich mit der eisernen Hand. Herr Kerr will der Welt einreden, er glaube, daß meine Prosa ihm die Vorstellung unappetitlichster Körperlichkeit vermittelt habe, aber der Vortrag der Briefarie Metellas, von Wedekinds Andacht unterm Apfelbaum und vieles andere, das ihn von seinem Wahn befreien könnte, wäre ja als Kunstleistung schon ein Wunder, wenn es der Region von Käse und »Schweißverweslichem« entstammte. (Man stelle sich nur vor, so etwas käme aus seinem Mündchen!) Damit ist's also nichts, alles nur Angstschrei eines Getroffenen, der vor dem entscheidenden Schlag sich krümmt, nichts als wirklich »Versuch« unsauberer Beschimpfungen, zu absolutem Mißlingen verurteilt, an und für sich und umsomehr vor der unbeirrbaren Nüchternheit, mit der ich in medias res einer brüchigen Reputation eingreife. Freilich wird in der Psychiatrie der Fall nicht häufig sein, daß die Angst des Schuldbewußtseins zwischen den Lauten der

Tobsucht noch die handfeste Lüge durchläßt, die auf uneingeweihte Hörer als die Aussage des Kenners wirkt. Herr Kerr weiß den Lesern des Berliner Tageblatts, welches trotz dringender Bewerbung noch keine Annonce des Verlags meiner Bücher erlangt hat, zu erzählen, daß »Hunger nach Reklame« mein hervorstechendster Wesenszug sei. ~~Vermutlich~~ habe ich diesem in den Tagen, ~~da~~ Herr Kerr sich vom ~~Wiener~~ Penklub ~~fetieren~~ ließ, durch die Abmachung gefröhnt, daß Karten an die Berliner Presse selbst auf Bitten nicht ausgegeben, keine Bilder des Vortragenden ausgestellt werden dürfen und was dergleichen »Gaunertricks« mehr sind, durch die ich mich schon seit so vielen Jahren der öffentlichen Beachtung aufdränge. Es ist ja gewiß nicht undenkbar, daß sich auf psychoanalytisch eine Möglichkeit herstellen lassen wird, von der noch nicht dagewesenen Konsequenz, wie das Werk der Fackel die legitimste Verbindung mit der bürgerlichen Welt ausschaltet, von der Völlerei in Nichtreklame den Hunger nach Reklame abzuleiten. Aber ein sittlicher Vorwurf könnte diesen doch nur treffen, wenn er entgegen dem puritanischen Schein auch nur in einem einzigen Fall positiv in Erscheinung getreten wäre und etwa der nachweisbare Refus ihn zu einer Mißbildung des Urteils geführt hätte. Daß ich ~~meinen~~ Hunger nach Reklame auf die einfachste Art stillen könnte, wenn ich Freikarten und Rezensionsexemplare abgäbe, müßte sich eigentlich auch ein Schwachkopf denken. Aber ward je meine Definition »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« erfüllt, so im Fall dieses Kerr, und wie keinem andern Falle entstammt diesem die grauenvolle Erkenntnis, daß die Einrichtung der Tagespresse es der Privatwut, welche doch die unpublizistischeste Sache von der Welt ist, ermöglicht, sich als sittliches und geistiges Werturteil vor dieser zu gehaben. Wenn die Druckleger nur wenigstens ahnten, wie sehr es meine öffentliche Angelegenheit ist, mein Amt der Kulturkritik, die Erscheinung darzustellen, daß die Unverantwortlichkeit der Unzurechnungsfähigkeit nicht in den Arm fiel, sondern ihr, weil ich das Objekt war, Vorschub geleistet hat. Ist der Anfall, der wie alle Orgien der Haßliebe endet, vorbei, so muß das Bewußtwerden der verschlechterten Situation etwas Furchtbares sein. Und ich glaube, dieser Kerr, an mein süßes Bein gehängt, leidet mehr an mir als je einer in der langen Reihe meiner pervertierten Verehrer an mir gelitten hat, und er ist doch nicht mehr einer der jüngsten. Dergleichen kann nur weiterleben durch das Morphium des Selbstbetruges

einer Verhäßlichung meines Bilds, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entstellt vor eben den Betrachtern, um deren Glauben sie ringen. Der arme Teufel weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß gegeben hat. Er hat davon erfahren, daß eine geistige Hinrichtung Demonstrationen des Enthusiasmus und des Abscheus, wie sie noch nie in einem Saal erlebt wurden, entfesselt hat. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendamms nicht mehr entschädigen können. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch«, über deren häufige Wiederholung sich der Akteur in einem Schriftsatz beklagt, wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile bis zum Ecco unterbrochen, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, für ihn unwiederbringlich ~~zu Ende~~ sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den ~~folgenden~~ Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — ich turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde des Kritikers, der als ~~Urteil~~ jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, des Autors eines Kriminalromans von Schriftsätzen, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll er~~kennen~~, auf wen die Bezeichnung paßt. Ehrenschändung — woher denn? womit denn? Mit dem Wort Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe, ecco.

Wird der Befund als unerträglich empfunden, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen der Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht helfen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Preßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühlte die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgiern stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihn ließ, weil dort eben seine kriegsdichterische Wirksamkeit mehr Kredit genießt als seine

pazifistisch-revolutionäre Gesinnung. In Wien, wo einem diese wie jene stagelgrün aufliegt, wurde Herr Kerr gleichfalls von prominenten Landsleuten Dürers gefeiert, an deren Spitze sich Herr Felix Salten befand, und nach dem Bericht des Neuen Wiener Journals hat das »geistige Wien«, in welchem man Castiglioni bemerkte, erkennen lassen, »wie sehr es den Dichter und schöpferischen Kritiker Alfred Kerr verehrt und liebt«. Salten hielt eine Ansprache, worin er Kerr »als einen zielbewußten geistigen Führer durch die Wirrnis der Zeit grüßte«, als Schöpfer einer neuen Prosa, nicht ohne deren Musik mit Beethoven und Schubert zu verknüpfen, worauf Frau Niese das Fiakerlied sang. So daß abschließend bemerkt werden durfte:

Der Verlauf des glanzvollen Abends konnte Präsident Salten für seine opferwillige Mühe um die Entwicklung des Penklubs die Genugtuung geben, daß dieser zu einem Zentrum der geistigen Welt Wiens geworden ist.

Das ist gewiß viel und daß der Ehrengast der Schöpfer einer neuen Prosa ist, weiß man/oder (auf daß ich nicht ein Anspielerich sei) wüßte man, selbst wenn man nicht das Feuilleton gelesen hätte, worin er seinen Stil als bildstark, schlagend, mittagshell rechtfertigt und das mit dem Absatz schließt:

V.

Hullóh! Hullóh-Hullóooh!!

Aber man darf doch nicht vergessen, daß Präsident Salten ehedem Toaste zu Ehren eines andern zielbewußten geistigen Führers durch die Wirrnis der Zeit gehalten hat, nämlich des Herrn Bekessy, und es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß er pünktlich dem Manne die Honneurs macht, mit dem ich für Berlin etwas Ähnliches vorhabe wie mit jenem für Wien. Ich weiß, die Honorationen des Schrifttums tragen jetzt den von mir verliehenen Titel Schuft wie weiland den eines kaiserlichen Rats. Nun, ich habe nicht die Absicht, Herrn Salten aus Wien zu vertreiben, sondern im Gegenteil, ihm seinen Bekessy wiederzubringen (was hält Benedikt davon?); aber ich möchte ihm dringend raten, mit Beethoven, Sprache und solchen Begriffen, die jenseits des Kalküls für Film- und Verlagsgeschäfte sind, künftig hauszuhalten. Wenn ich sicher wüßte, daß er den Damokles nicht mit dem Diogenes verwechselt, so würde ich erzählen, daß über seiner Biographie ein Protokoll hängt wie über der des Herrn Kerr Schriftsätze, und daß — nach vergeblichen Versuchen, die gerichtliche Aussage zu vermeiden — in

diesem Protokoll dargestellt ist, wie er dem Bekessy einen Brief Altenbergs, durch den ich herabgesetzt sein soll, zu anonymer Verwendung ausgeliefert hat. Daß sich die beiden rüstigen Sechziger, die es in dumpfer Wut über mein Dasein geworden sind und dieser in schmählicher Angeberei zum Durchstich verhelfen — daß sie sich zusammengefunden haben, erleichtert mir die Arbeit. Die Theatermenschheit, wenn sie sichs auch nicht laut zu sagen getraut, weiß ganz genau, welches Kaliber in Wien und Berlin heute noch das maßgebende Wort über sie zu sprechen hat, und mag auch der unmittelbare Erfolg, den die bürgerliche Welt ihrem Todfeind in der gerechtesten Sache nicht überlassen wird, in unabsehbare Ferne gerückt sein, immer lauter wird das Hohngelächter der geistigen Welt über die Beschaffenheit der Leute, die sich als ihre zielbewußten Führer etabliert haben.

Wen meinen sie?

Das Neue Wiener Journal, das durch den Kampf des Herrn Schober gegen die Massagesalons in finanzielle Bedrängnis zu geraten schien, es sich aber so gerichtet zu haben scheint, daß es die Propaganda für jene mit der für Herrn Schober, ja mit dessen Mitarbeit vereinigen kann, hat ihm durch den prompten Nachdruck der Verse des Herrn Kerr eine kleine Genugtuung bereitet. (Wenn ich der alte Biach wäre, so würde ich sagen, man kann sich vorstellen, wie der brave Konzeptsbeamte vom Preßbüro glücklich war, einmal etwas Gutes und Gediegenes für den hochverehrten Chef anstreichen zu können und nicht immer nur den Verdruß wegen der Autodiebe.) Nun ergibt sich für mich jedoch die Schwierigkeit, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich Kerr oder Lippowitz nachdrucken soll, so daß ich es vorziehe, beide nachzudrucken. Aber die Sache selbst wird durch Lippowitz problematisch. Er bringt die steilen Strophen unter dem Titel »Wen meint Alfred Kerr?« und glaubt die Frage am Schluß stilistisch richtig wie folgt beantworten zu können:

Mit einem Wort, so ein Polemist ist Alfred Kerr — geradezu krauslich.

Das gibt ein ganz nettes Kapitel zur Sprachlehre. Wen meint Lippowitz? Da man den Eigennamen nicht sofort als Dativobjekt erkennt, liest man ihn als das Subjekt, als das sich sein Träger ja wirklich durch das Gedicht qualifiziert hat, »so ein Polemist« wird zu dem ihm gebührenden Prädikat und die Worte »geradezu krauslich« sind bloß das kritische Resumee, das sich füglich ergibt, wobei nur der Schulbubenwitz »krauslich« ein wenig an Bedeutung verliert. Mit einem Wort, das Neue Wiener Journal

wollte sagen, daß so ein Polemist dem Alfred Kerr geradezu grauslich ist, und es hat gesagt, so ein Polemist sei der Alfred Kerr, und findet ihn geradezu grauslich. Die Verhatschung wird ganz und gar dem Eindruck gerecht, daß der Dichter ein Selbstporträt geschaffen hat. Zu diesem gewiß nicht erwünschten Effekt kommt ein weiteres nicht zu unterschätzendes Pech, und die Leute — ~~der~~ Dichter ~~sowohl~~ wie ~~der~~ Nachdrucker — werden schon sehen, daß es seine Schwierigkeit hat, sich mit mir einzulassen, indem sich da, ohne mein geringstes Hinzutun, die Silben von selbst drehen, der Sinn sich verrückt und ohne das geringste Arrangschement die Finten zu fädeln beginnen. Es ist ein eigener Zauber. Da hat nämlich der Dichter mich einen Parasit an Parasiten genannt; daß ich ein Parasit an ihm sei, wird er doch gewiß nicht leugnen, aber schließlich könnte dieser Akt von Selbstvergessenheit von ihm noch mit einigem Recht so gedeutet werden, daß er unter den Parasiten eben die gesamte Journalistik außer ihm selbst meine. Daß er nun ausgerechnet das Neue Wiener Journal eximiert wissen wollte, ist kaum anzunehmen, zumal wenn er jetzt sieht, wie ich mich mit diesem befasse. Wen meint also das Neue Wiener Journal, wenn es ~~mich einen~~ Parasiten an Parasiten ~~nennt~~? Ist es sich nicht selbst nahegetreten, so könnten sich ~~doch die~~ Standesgenossen gekränkt fühlen. Aber sie werden gegen den Angriff, dessen Objekt anonym bleibt, so wenig ausrichten können wie ich in einem stadtbekannten Fall. Das einzige Resultat wird sein, daß der brave Hans — den ich nicht mehr Johann nennen will und der außer Rückert auch »schon Walter von der Vogelweide« zitieren kann und ferner den ihm persönlich bekannten Ozeanflieger Hünefeld, der ihm »drei Bände Gedichte, Kinder seiner Muse« gewidmet hat — nun auch Kerr zitieren wird. (Natürlich, ohne mich gemeint zu haben.)

*

*

Um uns nun alle beisammen zu haben, Kerr, das Neue Wiener Journal und mich, zitiere ich auch etwas. Und zwar aus »Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humor und Satire« von Theodor Haecker:

... Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht, und lügt doch, weil sie ja Zeit hat für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit.... In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen .... entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: semper ego auditor tantum? — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen Karl Kraus geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezedenzien des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des »Gerechten« seines Volkes nach herstellender *göttlicher* Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und und kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer er auch sonst noch sein mag, also z. B. Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt.

~~Und über Herrn Kerr:~~

Der Freund ~~zum Satiriker~~: ... »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Quafis artifex! Der Floh oder Kerr, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergänglichste Bilder zu gestalten!«

Kerr hat also, da die Antwort vom 29. März in Berlin als zu bescheiden empfunden wurde, aufgefrischt von seinen Wiener Penbrüdern, die ihn als Tänzerich der Frau Niese zugesellt hatten, Atem geholt, um etwas Kräftigeres zu tun. Der Glossenzettel, vor der Abreise hingeworfen, war nichts, es staunte der Fachmann und es wunderte sich der Kerr-Verehrer, aber nun, nach der Rückkehr, wurde ihm wohl die Tragweite dessen gegenwärtig, was sich inzwischen ereignet hatte. So läßt er denn am 12. April im Berliner Tageblatt »Steile Strophen« erscheinen, in der Hoffnung, daß ich da nicht mehr mit hinaufkommen und daß nun für alle Zeit Ruhe sein werde. Zuvörderst bietet er den »Sang eines Verliebten«, worin er, ein rüstiger Sechziger, die überraschendsten Leistungen verspricht. Sicher meint er, daß ich nicht so gewandt im Turnen sei wie er, der da imstande ist:

Und flögst du über Eis und Alp,
Ich häng' mich an dein süßes Bein.

Auch wenn sie nach Feuerland reitet, so will er mitrennen, immer an das Bein gehängt. Mehr als das:

Turnst du zuletzt in den Vesuv,
Ich turne nach,
Ich hinterdrein,
Und sterb' an deinem süßen Bein.

Nun folgt der scheinbare Kontrast, der aber von weit tieferer Brunst zeugt und erkennen läßt, an welchem Bein er in Wahrheit zu sterben Aussicht hat. Da ich in erotischen Dingen keine Prüderie kenne, und grausam wie ich bin, drucke ich es ganz und gar ab:

Der Polemist.

I.

Wenn ich diesen Burschen lese,
Mahnt mich immer was an Käse.
Wie er schabt und wie er schuftet,
Silben dreht und Worte klaubt,
Wie er schweißverweslich duftet,
Wie er glubscht, ob man ihm glaubt.
Wie er mistet, rabulistet!
(Allemal
Stellt das Kruppzeug sich »entrüstet
Aus Moral«.
Sittlich die Empörungsmiene.
Polemistviech mit Routine).

II.

Sätze pflücken, Sinn verrücken,
Fetzen fälschen, Finten fädeln,
Letzte Journalistentücken
Mit dem Brustton eines Edeln.
Winkelanwalt, Kniffgruppierer.
Täuschen ist sein Tagewerk.
Ehrenschänder, Schmähschriftschmierer,
Aufgeblähter Jammerzwerg.
Auf spottbilligen Gebieten
An dem kleinsten Auswuchs klebt er.
Parasit an Parasiten.
(Darin lebt er; davon lebt er.)
Firm in fälschender Gemeinheit,
Schmierian wie eh und je,
Kämpferich für Recht und Reinheit
Mit dem Dreh.
Schwindelschwätzer; »u« für »x«.
Richterpose; Gaunertricks.
Eine pathosmieße, fette,
Krüppelkrumme, lügenlahme,
Kleine Querulantenklette
Mit dem Hunger nach Reklame.

III.

Ohne Hemmung, ohne Störung,
Täuscht und arrangschiert er plump.
Immer Brustton der Empörung: —
Ein »gerechter« Lump.

IV.

Düfte dringen, Lügen klingen . . .
Lächelnd ruft man dann und wann
Götz von Berlichingen
An.

Hier erhebt sich vor allem die Frage, ob er denn gar niemanden hat, der ihn berät und der ihn von Schritten, die ins Verderben führen, abhalten würde. In redaktionellen Kreisen besteht naturgemäß kein Gefühl für Verantwortung und dort wird man ihm die technische Möglichkeit, einen Ausbruch der Besinnungslosigkeit vor das Publikum gelangen zu lassen, weit lieber öffnen als sperren. Aber die Familie müßte ihr Veto einlegen und selbst der unverwundene Groll zurücktreten, wenn es doch gilt, einen Schwiegersohn im Jubeljahre vor heilloser Schädigung des Ansehens zu bewahren. Es ist ohne Zweifel eine der tragischesten Angelegenheiten der Literatur und ich muß sagen, daß der Zustand, in dem sich der Mann, chronisch seit Jahrzehnten, akut seit Monaten befindet, selbst mir, dem Schuldtragenden, Mitleid einflößt, so daß ich schwanke, ob ich von der stärkeren Kraft, die mir gegeben ist, Gebrauch machen soll: ihn abzudrucken. Wenn sein Blatt es schon getan hat, darf darum auch ich es tun? So greulich der Verblendete mein leibliches Bild zeichnet — vermutlich ohne jemals die eigene Photographie gesehen zu haben —, ich habe, bewundert viel und viel gescholten, doch manches mit der Helena gemein:

Das Übel, das ich brachte, darf ich nicht
Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
Verfolgt mich, überall der Männer Busen
So zu betören, daß sie weder sich
Noch sonst ein Würdiges verschonten . . . .
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach bring' ich Not auf Not.

So dürfte ich es nicht und die Rücksicht auf den Kranken hätte der polemischen Lust Einhalt zu tun — wenn nicht wieder die Pflicht geböte, eben an solchem Fall die Möglichkeit des journalistischen Betriebs darzustellen und eine Unverantwortlichkeit, wie sie wohl in keinem andern sozialen Beruf denkbar wäre. Darum muß ich mich des schönen Vorrechtes einer Humanität begeben, die mich darauf verzichten ließe, ihn mit Nachdruck zu quälen. Denn das ist ja der ungeheure, ihm bei aller Besinnungslosigkeit tief bewußte Unterschied zwischen uns beiden, daß ich ihn nur wortgetreu zu zitieren brauche, um ihm wehe zu tun, während er nicht ein polemisches Wort von mir übernehmen könnte, ohne gleichfalls Schaden zu nehmen. Er weiß ja ganz genau, daß ich weder jemals in einem anderen Falle noch insbesondere in dem seinen »fälschen«, »täuschen«, »gruppieren«, »arrangschieren« mußte, um der stärksten Wirkung sicher zu sein; daß wenn je der schlichte Nachdruck eines Angriffes gegen mich für den Angreifer schmerzlich, so in seinem Falle tödlich war, und das eben ist es ja, was ihn zur Raserei, zu immer neuen Exzessen treibt und zu Selbstmorden, die längst schon überflüssig sind und vom Verblichenen nur mehr in effigie vorgenommen werden. Denn in der Journalistik kann man ja, wenn ich die Todesursache bin, auf diese Art seine Existenz fristen. Ach, wie sie sich alle zu entschädigen suchen, indem sie ihre Minusse mir aufdisputieren!

War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Ich weiß nicht, ob dieser Kerr just der Achill ist, der »sich inbrünstig noch zu mir gesellte«. Aber ich weiß, daß er eine der üppigsten Haßbuhlschaften vorstellt, die mir auf meinem verschlungenen Pfade zugestoßen sind. Und sicher ist er der Lynkeus, der mich ja auch in »Es sei, wie es wolle . . .« gezeichnet hat. Oft noch wird er vor mir zu Versen hingerissen sein, Schätze zu meinen Füßen herbeischleppen, Kisten voll Invektiven, die alle nur verkehrte Liebespfänder sind. Nun, ich schwinde nicht Helenen gleich hin, mir selbst zum Idol werdend, allein ich muß doch eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Monument haben, das seit undenklichen Zeiten mit steinerner Gelassenheit allerlei Notdurft und Exhibitionismus über sich ergehen läßt, aber noch die lebendige Kraft hat, die an ihm vermerkten Pissoirinschriften zu fixieren, damit sie nur ja alle Vorbeigehenden lesen können. Ich habe die Empfindung, daß das zum Monument gehört und erst in gegenseitiger Verewigung das wahre Bild zustandekommt, das die Nachwelt von dieser geistigen Gegenwart empfangen wird. So werde ich immer wieder Verse abdrucken, die, wenn der Verfasser zu sich kommt, von ihm ganz bestimmt eher in die Kategorie der »unsauberen Beschimpfungen« gerückt werden als die ehrliche Bezeichnung Schuft, für die ich ja mit aller besonnenen Sachlichkeit Beweise in Aussicht gestellt habe. Mit Kruppzeug und Polemistviech, mit der Illusion, daß ich fett und krüppelkrumm sei, ist dagegen doch nicht aufzukommen und der unverwüstliche Götz von Berlichingen dürfte wohl nicht so sehr in einen Wunschtraum ~~gelangt haben~~, der nie in Erfüllung gehen wird, als vielmehr in einen Angsttraum, nämlich ~~mit~~ der eisernen Hand. Herr Kerr will der Welt einreden, er glaube, daß meine Prosa ihm die Vorstellung unappetitlichster Körperlichkeit vermittelt habe; aber der Vortrag der Briefarie Metellas, von Wedekinds Andacht unterm Apfelbaum und vieles andere, das ihn von seinem Wahn befreien könnte, wäre ja als Kunstleistung schon ein Wunder, wenn es der Region von Käse und »Schweißverweslichem« entstammte. (Man stelle sich nur vor, so etwas käme aus seinem Mündchen!) Damit ist's also nichts, alles nur Angstschrei eines Getroffenen, der vor dem entscheidenden Schlag sich krümmt, nichts als wirklich »Versuch« unsauberer Beschimpfungen, zu absolutem Mißlingen verurteilt, an und für sich und umsomehr vor der unbeirrbaren Nüchternheit, mit der ich in medias res einer brüchigen Reputation eingreife. Freilich wird in der Psychiatrie der Fall nicht häufig sein, daß die Angst des Schuldbewußtseins zwischen den Lauten der

Tobsucht noch die handfeste Lüge durchläßt, die auf uneingeweihte Hörer als die Aussage des Kenners wirkt. Herr Kerr weiß den Lesern des Berliner Tageblatts, welches trotz dringender Bewerbung noch keine Annonce des Verlags meiner Bücher erlangt hat, zu erzählen, daß »Hunger nach Reklame« mein hervorstechendster Wesenszug sei. Offenbar habe ich diesem in den Tagen, da Herr Kerr in Wien ausschließlich vor Zeitungsleuten sprach, selbst bei diesen abstinkend, und sich dafür vom Penklub entschädigen ließ, offenbar habe ich meinem Reklamehunger eben damals durch die Abmachung gefröhnt, daß Karten an die Berliner Presse selbst auf Bitten nicht ausgegeben, keine Bilder des Vortragenden ausgestellt werden dürfen und was dergleichen »Gaunertricks« mehr sind, durch die ich mich schon seit so vielen Jahren der öffentlichen Beachtung aufdränge. Es ist ja gewiß nicht undenkbar, daß sich auf psychoanalytisch eine Möglichkeit herstellen lassen wird, von der noch nicht dagewesenen Konsequenz, wie das Werk der Fackel die legitimste Verbindung mit der bürgerlichen Welt ausschaltet, von der Völlerei in Nichtreklame den Hunger nach Reklame abzuleiten. Aber ein sittlicher Vorwurf könnte diesen doch nur treffen, wenn er entgegen dem puritanischen Schein auch nur in einem einzigen Fall positiv in Erscheinung getreten wäre und etwa der nachweisbare Refus ihn zu einer Mißbildung des Urteils geführt hätte. Daß ich solchen Hunger nach Reklame auf die einfachste Art stillen könnte, wenn ich Freikarten und Rezensionsexemplare abgäbe, müßte sich eigentlich auch ein Schwachkopf denken. Aber ward je meine Definition »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« erfüllt, so im Fall dieses Kerr, und wie keinem andern Falle entstammt wohl diesem die grauenvolle Erkenntnis, daß die Einrichtung der Tagespresse es der Privatwut, welche doch die unpublizistischeste Sache von der Welt ist, ermöglicht, sich als sittliches und geistiges Werturteil vor dieser zu gehaben. Wenn die Druckleger nur wenigstens ahnten, wie sehr es meine öffentliche Angelegenheit ist, mein Amt der Kulturkritik, die Erscheinung darzustellen, daß die Unverantwortlichkeit der Unzurechnungsfähigkeit nicht in den Arm fiel, sondern ihr, weil ich das Objekt war, Vorschub geleistet hat. Ist der Anfall, der wie alle Orgien der Haßliebe endet, vorbei, so muß das Bewußtwerden der verschlechterten Situation etwas Furchtbares sein. Und ich glaube, dieser Kerr, an mein süßes Bein gehängt, leidet mehr an mir/als je einer in der langen Reihe meiner pervertierten Verehrer an mir gelitten hat, und er ist doch nicht mehr einer von den jüngsten. Dergleichen kann nur weiterleben durch das Morphium des Selbstbetruges

einer Verhäßlichung meines Bilds, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entstellt vor eben den Betrachtern, um deren Glauben sie ringen. Der arme Teufel weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß ~~gegeben~~ hat. Er hat davon erfahren, daß eine geistige ~~Hinrichtung~~ Demonstrationen ~~des Enthusiasmus~~ und des Abscheus, wie sie noch nie in einem Saal erlebt wurden, entfesselt ~~hat~~. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendamms nicht mehr entschädigen ~~können~~. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch« (über deren häufige Wiederholung sich der Akteur in einem Schriftsatz beklagt) wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile unterbrochen bis zum Ecco, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, für ihn unwiederbringlich dahin sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den nächsten Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — ich turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

einer Verhäßlichung meines Bilds, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entstellt vor eben den Betrachtern, um deren Glauben sie ringen. Der arme Teufel weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß versetzt hat. Er hat davon erfahren, daß ein geistiges Hochgericht Demonstrationen des Abscheus und der Begeisterung, wie sie ~~noch nie~~ in einem Saal erlebt wurden, entfesseln konnte. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendamms nicht mehr entschädigen werden. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch« (über deren häufige Wiederholung sich der Akteur in einem Schriftsatz beklagt) wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile unterbrochen bis zum Ecco, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, für ihn unwiederbringlich dahin sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den nächsten Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — i c h turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde des Kritikers, der als Kritik jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, des Autors eines Kriminalromans von Schriftsätzen, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll erfahren, auf wen die Bezeichnung paßt. Ehrenschändung — woher denn? womit denn? Mit dem Wort Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe, ecco.

Wird der Befund als unerträglich empfunden, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen der Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht helfen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Preßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühlte die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgiern stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihn ließ, weil dort eben seine kriegsdichterische Wirksamkeit mehr Kredit genießt als seine

Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde des Kritikers, der als Kritik jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, des Autors eines Kriminalromans von Schriftsätzen, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll erfahren, auf wen die Bezeichnung paßt/ Ehrenschändung — woher denn? womit denn? Mit dem Wort Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe, ecco.

Wird der Befund als unerträglich empfunden, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen der Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht helfen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Preßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühlte die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgiern stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihn ließ, weil dort eben seine kriegsdichterische Wirksamkeit mehr Kredit genießt als seine

23

pazifistisch-revolutionäre Gesinnung. In Wien, wo einem diese wie jene stagelgrün aufliegt, wurde Herr Kerr gleichfalls von prominenten Landsleuten Dürers gefeiert, an deren Spitze sich Herr Felix Salten befand, und nach dem Bericht des Neuen Wiener Journals hat »das geistige Wien«, in welchem man Castiglioni bemerkte, erkennen lassen, »wie sehr es den Dichter und schöpferischen Kritiker Alfred Kerr verehrt und liebt«. Salten hielt eine Ansprache, worin er Kerr »als einen zielbewußten geistigen Führer durch die Wirrnis der Zeit grüßte«, als Schöpfer einer neuen Prosa, nicht ohne deren Musik mit Beethoven und Schubert zu verknüpfen, worauf Frau Niese das Fiakerlied sang. So daß abschließend bemerkt werden durfte:

Der Verlauf des glanzvollen Abends konnte Präsident Salten für seine opferwillige Mühe um die Entwicklung des Penklubs die Genugtuung geben, daß dieser zu einem Zentrum der geistigen Welt Wiens geworden ist.

Das ist gewiß viel und daß der Ehrengast der Schöpfer einer neuen Prosa ist, weiß man, oder (auf daß ich nicht ein Anspielerich sei) wüßte man, selbst wenn man nicht das Feuilleton gelesen hätte, worin er seinen Stil als bildstark, schlagend, mittagshell rechtfertigt und das mit dem Absatz schließt:

V.

Hullóh! Hullóh-Hullóooh!!

Aber man darf doch nicht vergessen, daß Präsident Salten ehedem Toaste zu Ehren eines andern zielbewußten geistigen Führers durch die Wirrnis der Zeit gehalten hat, nämlich des Herrn Bekessy, und es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß er pünktlich dem Manne die Honneurs macht, mit dem ich für Berlin etwas Ähnliches vorhabe wie mit jenem für Wien. Ich weiß, die Honorationen des Schrifttums tragen jetzt den von mir verliehenen Titel Schuft wie weiland den eines kaiserlichen Rats. Nun, ich habe nicht die Absicht, Herrn Salten aus Wien zu vertreiben, sondern im Gegenteil, ihm seinen Bekessy wiederzubringen (was hält Benedikt davon?); aber ich möchte ihm dringend raten, mit Beethoven, Sprache und solchen Begriffen, die jenseits des Kalküls für Film- und Verlagsgeschäfte sind, künftig hauszuhalten. Wenn ich sicher wüßte, daß er den Damokles nicht mit dem Diogenes verwechselt, so würde ich erzählen, daß über seiner Biographie ein Protokoll hängt wie über der des Herrn Kerr Schriftsätze, und daß — nach vergeblichen Versuchen, die gerichtliche Aussage zu vermeiden — in

diesem Protokoll dargestellt ist, wie er dem Bekessy einen Brief Altenbergs, durch den ich herabgesetzt sein soll, zu anonymer Verwendung ausgeliefert hat. Daß sich die beiden rüstigen Sechziger, die es in dumpfer Wut über mein Dasein geworden sind und ihr in schmählicher Angeberei zum Durchstich verhelfen — daß sie sich zusammengefunden haben, erleichtert die Arbeit wesentlich. Die Theatermenschheit, wenn sie sichs auch nicht laut zu sagen getraut, weiß ganz genau, welches Kaliber in Wien und Berlin heute noch das maßgebende Wort über sie zu sprechen hat, und mag auch der unmittelbare Erfolg, den die bürgerliche Welt ihrem Todfeind in der gerechtesten Sache nicht überlassen wird, in unabsehbare Ferne gerückt sein, immer lauter wird das Hohngelächter der geistigen Welt über die Beschaffenheit der Leute, die sich als ihre zielbewußten Führer etabliert haben.

*

Wen meinen sie?

Das Neue Wiener Journal, das durch den Kampf des Herrn Schober gegen die Massagesalons in finanzielle Bedrängnis zu geraten schien, es sich aber so gerichtet zu haben scheint, daß es die Propaganda für jene mit der für Herrn Schober, ja mit dessen Mitarbeit vereinigen kann, hat ihm durch den prompten Nachdruck der Verse des Herrn Kerr eine kleine Genugtuung bereitet. (Wenn ich der alte Biach wäre, würde ich sagen, man kann sich vorstellen, wie der brave Konzeptsbeamte vom Preßbüro glücklich war, einmal etwas Gutes und Gediegenes für den hochverehrten Chef anstreichen zu können und nicht immer nur den Verdruß wegen der Autodiebe.) Nun ergibt sich für mich jedoch die Schwierigkeit, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich Kerr oder Lippowitz nachdrucken soll, so daß ich es vorziehe, beide nachzudrucken. Aber die Sache selbst wird wieder für Lippowitz problematisch. Er bringt nämlich die steilen Strophen unter dem Titel

(Wenn meint Alfred Kerr?)

und glaubt die Frage am Schluß stilistisch richtig wie folgt beantworten zu können:

Mit einem Wort, so ein Polemist ist Alfred Kerr — geradezu krauslich.

Das gibt ein ganz nettes Kapitel zur Sprachlehre. Wen meint Lippowitz? Da man den Eigennamen nicht sofort als Dativobjekt erkennt, liest man ihn als das Subjekt, als das sich sein Träger ja wirklich durch das Gedicht qualifiziert hat, »so ein Polemist« wird zu dem ihm gebührenden Prädikat, und die Worte »geradezu krauslich« sind bloß das kritische Resumee, das sich füglich ergibt, wobei nur der Schulbubenwitz »krauslich« ein wenig an Fülle verliert. Mit einem Wort, das Neue Wiener Journal

wollte sagen, daß so ein Polemist dem Alfred Kerr geradezu grauslich ist, und es hat gesagt, so ein Polemist sei der Alfred Kerr, und findet ihn geradezu grauslich. Die Verhatschung wird ganz und gar dem Eindruck gerecht, daß der Dichter ein Selbstporträt geschaffen habe. Zu diesem gewiß nicht erwünschten Effekt kommt nun ein weiteres nicht zu unterschätzendes Pech, und die Leute — Dichter wie Nachdrucker — werden schon sehen, daß es seine Schwierigkeit hat, sich mit mir einzulassen, indem sich da, ohne mein geringstes Hinzutun, die Silben von selbst drehen, der Sinn sich selber verrückt und ohne das geringste Arrangschement die Finten sich zu fädeln beginnen. Es ist ein eigener Zauber. Da hat ~~nämlich~~ der Dichter mich einen Parasit an Parasiten genannt; daß ich ein Parasit an ihm sei, wird er doch gewiß nicht leugnen wollen, aber schließlich könnte dieser Akt von Selbstvergessenheit von ihm noch mit einigem Recht so gedeutet werden, daß er unter den Parasiten eben die gesamte Journalistik außer ihm selbst meine. Daß er nun ausgerechnet das Neue Wiener Journal eximiert wissen wollte, ist kaum anzunehmen, zumal wenn er jetzt sieht, wie ich mich parasitär mit diesem befasse. Wen meint also das Neue Wiener Journal, wenn es den Parasiten an Parasiten übernimmt? Ist es sich nicht selbst nahegetreten, so könnten sich immerhin Standesgenossen gekränkt fühlen. Aber sie werden gegen den Angriff, dessen Objekt anonym bleibt, so wenig ausrichten können, wie ich in einem stadtbekannten Fall. Das einzige Resultat wird sein, daß der brave Hans — den ich nicht mehr Johann nennen will und der außer Rückert auch »schon Walter von der Vogelweide« zitieren kann und ferner den ihm persönlich bekannten Ozeanflieger Hünefeld, der ihm »drei Bände Gedichte, Kinder seiner Muse« gewidmet hat — das Fazit wird sein, daß Schober ~~also~~ nun auch Kerr zitieren wird. (Natürlich, ohne mich gemeint zu haben.)

*

Um uns nun alle beisammen zu haben — oder wenigstens Kerr, das Neue Wiener Journal und mich —, zitiere ich auch etwas. Und zwar aus »Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humor und Satire« von Theodor Haecker:

... Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht, und lügt doch, weil sie ja Zeit hat für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit.... In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen .... entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: semper ego auditor tantum? — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen Karl Kraus geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezedenzien des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des »Gerechten« seines Volkes nach herstellender *göttlicher* Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und und kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer er auch sonst noch sein mag, also z. B. Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt. — — Der Freund: ... »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Qualis artifex! Der Floh oder Kerr, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergänglichste Bilder zu gestalten!« — — Der Satiriker: ... Denn auch der Satiriker erreicht im Verborgenen zuweilen etwas. Wo noch eine natürliche geistige Jugend ist, da stärkt er ihre Angst vor der Leere und dem Geschwätz, ihren Mut zur Höhe und Fülle der Weisheit, ihren Abscheu, ihre Begeisterung, ihren Entschluß, ihr Schweigen und ihr Wort. ... Und dann, was meinen Sie denn, was von unserer Zeit so viel anderes übrig bleiben wird, als ihre echte Satire? Die schwarze Magie oder die Fackel? ...